

Der magische Mantel des Lucas Berger

von
Martina Plischka

Für Luca

1. Völlig blank

Köln, 17.12.2015, 17.18 Uhr, Lucas Berger, 28 Jahre, Student, derzeit ohne festen Wohnsitz

Niedergeschlagen schlendere ich durch die weihnachtlich hell erleuchtete Stadt. Der Himmel über Köln ist dunkelgrau verhangen, bereits am Nachmittag sah es nach Regen oder sogar Schneeregen aus, aber bislang blieb es trocken. Zielloos lasse ich mich mit der Menschenmasse vom Neumarkt in Richtung Basilika zur Pfeilstraße treiben. Vor allem rund um den Neumarkt herrscht reger Verkehr, Autos fahren dicht gedrängt, mehrere Straßenbahnen fahren die Haltestellen an. Immer wieder laufen Leute über die Gleise, einer der Fahrer klingelt wie verrückt, während der Fahrzeugführer voll in die Eisen geht. Soeben bin ich aus einer der Bahnen ausgestiegen und gehe über den großen Weihnachtsmarkt, auf dem ein ziemlicher Betrieb herrscht. Ein Duft nach gebrannten Mandeln steigt mir in die Nase, sofort werden Kindheitserinnerungen in mir wach. Überall dufte es verführerisch nach Zuckerwatte und gebrannten Mandeln. Bei dem Geruch nach gegrillten Rostbratwürsten und Schwenkbraten läuft mir buchstäblich das Wasser im Munde zusammen. Angesichts der vielen Köstlichkeiten um mich herum rumort es in meinem Magen wie nur etwas. Es klingt, als führe er ein Eigenleben und wollte sich bei mir darüber beschweren, weil es nichts für ihn zu tun gibt. Ich eile mit meinem Bärenhunger weiter, ein Gefühl, das ich so noch nie kannte. Bislang fehlte es mir auch an nichts. Bis vor vier Tagen, als alles anders wurde.

Schnell lasse ich den Neumarkt hinter mir und gehe in das Viertel, das ich bereits wie meine Westentasche kenne. Wie oft bin ich bereits hier entlanggeschlendert. Dort drüben, in dem Eiscafé, habe ich mich schon oft mit Freunden und Bekannten getroffen. Doch nun, ist alles anders:

Wieder ein Tag der Wohnungssuche ohne Erfolg und etliche Zeit damit verbracht, um mit dem öffentlichen Nahverkehr von Weiden nach Longerich zu kommen. Zwischendurch hatte ich es geschafft, mich zu verfahren. Ich musste gefühlte zehn Mal umsteigen, nein, das ist jetzt ein wenig übertrieben, aber es war eine Katastrophe vor allem, als ich dann noch in eine Bahn stieg, die in die falsche Richtung fuhr. In dem Moment, in dem ich meinen Fehler bemerkte, stiegen unglücklicherweise durch mehrere Einstiege vier Typen in Uniformen ein, um zu kontrollieren. Weil ich aber ein anderes Ticket hatte und diese Fahrtstrecke teurer war, sollte ich 79,00 Euro bezahlen. Natürlich sah ich das nicht ein und versuchte, diesen Kerlen klarzumachen, dass ich mich verfahren hatte.

Aber die waren entweder hörgeschädigt oder zu blöd dazu, das zu kapieren. Als ich mich an ihnen an der nächsten Haltestelle regelrecht gewaltsam vorbeiquetschte und ausstieg, folgten sie mir im Tunnel und umringten mich. Dort, auf dem Bahnsteig ging die Show dann weiter, denn einer dieser Typen hielt mich doch tatsächlich, als ich gehen wollte, am Schlafittchen fest. Während an mir die Leute ein- und ausstiegen, behaupteten sie, ich hätte absichtlich ein Kinderticket für die kürzeste Fahrtstrecke gezogen und drohten mir mit Polizei und so. Wütend schnauzte ich den Kerl an, weil

das Freiheitsberaubung ist. Eine absolute Unverschämtheit! Ich koche noch immer vor Wut! Erst als ich denen meine vorherige und nun falsche Anschrift nannte, schrieb sich einer die Personalien auf, dann ließen die von mir ab. Diese Idioten!

Wer nicht studiert, der landet später in einem solchen Scheißjob. Das ist das Gleiche, wie Rausschmeißer oder Müllmann. So etwas kann man nicht ernsthaft als Job bezeichnen.

Schließlich konnte ich mein Ziel doch noch erreichen, aber stand dann eine Ewigkeiten in der langen Schlange auf dem zugigen Bürgersteig, bis ich komplett durchgefroren war.

Als etliche Interessenten nach der Wohnungsbesichtigung an uns Wartenden vorbeigingen, erschien endlich der wohlgenährte Makler mit den offensichtlich gefärbten tiefschwarzen Haaren und einer Ray-Ban-Sonnenbrille auf dem Kopf. Er trug einen beträchtlichen Bierbauch vor sich her, der fast die Hemdknöpfe seines weiß-blau-gestreiften Businesshemdes sprengte, darüber trug er eine dunkelblaue Wintersteppjacke. Von einem Zettel auf seinem Klemmbrett hakte er mehrere Leute ab und rief in bestem Kölsch: „Esu, jetz künn der nächste zehnn nachrücken. Ävver bitteschön, all nohnein en ener Reihe, müsse ija vun bovve emme einige zoröck. Wie op d Autobahn. Hä, Hä. Och, d Aufzoch funktioniert leider net. Out of order. Tja, dann du m ald ens jet för der Fijor. Ha, ha.“

Schnell zählte ich die vor mir Stehenden ab, der Zehnte, der war ich. Nachdem er alle meine Vorgänger abgehakt hatte, gebot er mir, stehen zu bleiben. „Stopp, junger Kääl. De bes eesch en nächste Effe dran!“, äußerte er im Befehlstone.

„Aber ich bin der Zehnte!“, antwortete ich voller Entrüstung.

„Dat loß ens ming Zählung sie“, gab der Ray-Typ zur Antwort und baute sich mit seiner gesamten Breite vor mir auf: „Kanns mr Ävver allt ens deinen Namen und der übrigen Daten usbränge“, mit gespitztem Kugelschreiber stand er fordernd vor mir.

„Also“, sagte ich, „wenn ich nicht, in meiner Person als Zehnter aus der Reihe, sofort nach oben komme, erzähle ich in der ganzen Reihe von“, ich drehte mich kurz um und schätzte: „Achtzig Leuten, dass der Fahrstuhl gar nicht defekt ist. Zufällig habe ich dich vorhin mit deiner dicken Plauze hochfahren sehen. Außerdem wird die dort hinten wohnende Eigentümerin des Nachbargrundstücks von mir gleich erfahren, dass du vorhin in ihre adrette Blumenkübel-Flora gepisst hast!“

Manchmal ist das Leben grausam, die Wahrheit auszusprechen, tut nicht gut und manchmal sogar ziemlich weh.

Nachdem der Typ direkt frech wurde, mich am Hemdkragen durchschüttelte und mich schließlich nach weiterer Diskussion in den besagten Blumenkübel setzte, eilte die Eigentümerin hinzu. Sie ließ sich von meiner Seite aus auf kein Gespräch ein, auch die hinter mir wartende Schicksalsgemeinschaft hörte über meine Einlassungen hinweg. Mit Schimpf und Schande bedacht begab ich mich auf den Heimweg. Leider sind die Mitmenschen nicht solidarisch miteinander, daran krankt diese Gesellschaft. Glauben lieber einem versoffenen Bierbauchträger und einer abgewrackten gierigen Schatulle, die Wohnung war für diese Wohnlage ohnehin die hohe Miete nicht wert.

Nein, auf so eine Absteige habe ich echt keinen Bock, zehnte Etage mit einem ständig defekten Fahrstuhl! Nicht mein Ding. Dabei weiß gar nicht, was mich überhaupt geritten hatte, mich auf so etwas überhaupt einzulassen. Schade ums Fahrgeld, das ich für das Herumstehen ausgegeben habe.

Plötzlich bleibe ich auf dem Bürgersteig, mitten im dicksten Feierabendverkehr stehen.

Ein Typ, der nach meiner Empfindung bereits eine Weile viel zu dicht hinter mir geht, rennt mich fast um und tritt mir mit: „Passen Sie doch gefälligst auf!“, voll in die Hacken. Als ich ihn scharf ansehe, macht der Alte mit verärgelter Miene einen Bogen um mich herum. Normalerweise bin ich um eine spontane Antwort nie verlegen, aber diesmal bin ich zu stark mit anderem beschäftigt.

Dachte ich vorhin daran, dass ich nach Hause gehe? Wo ist mein zu Hause? Meine wenigen Sachen sind ein paar Sommerlatschen, zwei Shorts, drei gestreiften Unterhosen, drei T-Shirts und zwei Jeans, zwei Winterpullis, eine Regenjacke und drei dicke Socken sowie einer Sensitive-Zahnbürste der Eigenmarke einer Drogeriemarktkette. Des Weiteren wären noch drei Handtücher dabei, zwei davon gebraucht, eine angebrochene Packung regenbogenfarbene Kondome (man weiß ja nie), ein Stück Seife, die mir im Duft eine Spur zu feminin rüberkommt, und ein Damenrasierer. Bei den zuletzt genannten handelt es sich um brauchbare Dinge, die ich von meiner ehemaligen Mitbewohnerin aus der WG habe mitgehen lassen.

Mein gesamtes Hab und Gut befindet sich in einem großen Globetrotterrucksack, den ich in einem sündhaft teuren, vollautomatischen Gepäckfach am Hauptbahnhof eingeschlossen habe. Minimalismus wie Tiny-Häuser und so ist schließlich modern. Kurzzeitig stellte ich Überlegungen an, ob ich angesichts des horrenden Schließfachpreises nicht gleich selber hineinsteigen sollte, einen Versuch wäre es zumindest wert. Aber ich weiß nicht, ob die das dort wegen der Übernachtung kontrollieren. Einige der Bücher, die ich für mein Studium benötige, trage ich im kleinen Gepäck auf meinem Rücken. Den Rest bewahrt ein Kumpel von mir bei sich zu Hause in der engen Bude auf, die er sich mit seiner Freundin und deren zwei Kindern teilt.

„Keine Ahnung, wo ich den bei uns noch unterbringen soll“, meinte Niklas, als ich vorhin, für ihn völlig überraschend, vor seiner Tür stand.

„Komm rein, nimm Platz“, rief er, während er den braunen Karton mit dem Fuß durch die Diele in die Mitte des Wohnraums rückte. Er ging in die Küche und rief: „Du musst dir selbst ein bisschen Platz schaffen. Leider lassen die Kids immer alles stehen und liegen. Das Wohnzimmer ist bei uns nicht nur Arbeits- und Esszimmer, sondern auch das Spielzimmer. Wirf die ganzen Klamotten einfach von der Couch auf den Boden.“

Ich blickte mich um, so ein heillooses Chaos war mir in meinem gesamten Leben noch nie begegnet, kurz entschlossen schmiss ich das Spielzeug vom verschlissenen Sofa herunter und nahm Platz.

Niklas, immer noch dürr wie eh und je, der mich mit völlig zerzausten blonden Haaren begrüßt hatte, vermutlich reichte die Zeit heute Morgen zum Kämmen nicht, kehrte mit zwei Tassen und einer Kanne grünem Tee zurück, die er vor mir, auf meinem Karton mit den Habseligkeiten abstellte. Einer der zwei Nervensägen kam ungestüm hinzu, hampelte herum und wie nicht anders zu erwarten, stieß er gegen den provisorischen Tisch. Die Kanne kippte um, der Inhalt ergoss sich, der Karton wurde sofort durchtränkt.

„Noch mal Glück gehabt, die Kanne ist neu!“, meinte mein Schulfreund aus besseren Tagen. Nach Sichtung des Schadens stellten wir allerdings fest, dass alles nicht so schlimm war, wie es zunächst aussah. Während wir die aufgeschlagenen, teilweise durchnässten Bücher über dem alten, dicken Heizkörper trockneten, unterhielten wir uns über die beruflichen Perspektiven insgesamt.

„Tja, BWL studiert doch mittlerweile fast jeder. Ich weiß nicht, ob ich mir an deiner Stelle, nicht etwas anderes ausgesucht hätte. Vielleicht ein aufstrebendes Nischenfach. Oder du hättest erst einmal eine vernünftige Ausbildung gemacht, so wie ich!“, meinte er, während er mit einem trockenen Geschirrhandtuch den Rest des Tees von den Büchern und dem Teppich tupfte.

„Das ist aber jetzt nicht dein Ernst!“, entrüstete ich mich und sah Niklas an: „Ausgerechnet du. Warum bist du dann nach der Ausbildung seit drei Jahren arbeitslos und auf Hartz IV?“, fragte ich.

Niklas fasste sich an seinen spärlich wachsenen goldblonden Bart, von dem er eben bemerkte, dass Svenja der Meinung sei, dass er dadurch deutlich männlicher rüber käme.

„Ähm, Spedition läuft im Augenblick nicht so gut, wegen der allgemeinen konjunkturellen Talfahrt!“, meinte er.

„Na siehst du, was soll an deiner Situation jetzt besser sein als bei mir?“, fragte ich und blickte ihn herausfordernd an.

Aktuell rissen die beiden Kids, die ich auf ein Alter von vier und elf Jahren schätzte, den Kühlschrank auf und verkündeten die sofortige Plünderung des Inhalts. Anschließend stritten sie sich wie ein Rudel Welpen um den besten Inhalt.

„Ich kriege die Milchschnitten!“, schrie der Kleinere während die ältere Schwester, mit den blonden Zöpfen, ihm nun unter Zuhilfenahme sämtlicher beweglicher Körperteile, ihren, sich heftig wehrenden Bruder in polizeiliche Beugehaft nahm.

„Du hattest schon die Chicken Mac Nuggets und die Hamburger, das Eis dort, das ist mir, das habe ich mir letztens beim Einkauf mit der Mama ausgesucht“, brüllte sie. Daraufhin trat der Schwerverbrecher wild um sich und umklammerte mit eiserner Hand seine Beute. Nachdem es ihm gelang, sich halbwegs aus dem Klammergriff zu befreien, hieb er mit einem gelungenen Boxhieb, um den ihn Henry Maske sicher beneidet hätte, seiner Schwester frontal ins Gesicht. Nun sollte man eigentlich meinen, dass der von einem Vierjährigen ausgeführter Boxhieb noch keinen weitreichenden Schaden anrichten kann. In diesem Fall sah diese Sache allerdings etwas anders aus, weil die Gegnerin zufällig Brillenträgerin war.

Nachdem Niklas wieder einigermaßen Herr der Lage geworden war, indem er den Bruder mit den Milchschnitten des Raumes verwiesen und die heulende Schwester mit einem nassen Spültuch verarztet hatte, legte er ihr das hart umkämpfte Eis auf das Auge. Als sie damit abschob, setzte er sich zu mir: „Wird schon nicht so schlimm sein, sind ja nur Kunststoffgläser, ist nicht viel passiert. Die brauchte eh eine neue Brille, wegen der Sehstärke“, meinte er. Von meinem Sitzplatz aus warf ich einen Blick auf das in der Diele stehende verunfallte Opfer. Sie hielt sich heulend, das zerfließende Eis vor das Auge und schwor ihrem Bruder ewige und bittere Vergeltung.

„Aber ihr Auge sieht ziemlich mitgenommen aus, wie bei einem Preisboxer“, gab ich zu

bedenken, worauf Niklas mit der, ihm eigenen Lockerheit abwinkte: „Ach, die soll sich mal nicht so anstellen, was meinst du, was mir die Svenja immer aus der Kita erzählt? Dort prügeln sich bereits die Zwei- bis Dreijährigen bis aufs Blut. Da herrscht Krieg. Jetzt überlege ich, ob ich als Erzieher dort einsteige, die suchen händeringend Leute, die sich einbringen. Die Svenja meint, ich könnte gut mit den Kids, es sind ja nicht meine beiden, die stammen aus einer früheren Beziehung von ihr. Ja, grins` doch nicht so blöd, ich habe ein Talent mit Kindern umzugehen, ob du mir das jetzt glaubst oder nicht. Ich koche für sie und kümmerge mich um die Hausaufgaben. So schlecht wäre der Verdienst auch nicht, also wenn ich fertig bin, mit der Ausbildung. Vorher, da sieht es nicht so gut aus, aber als stellvertretende Kita-Leiterin, da verdient die Svenja ganz gut. Sobald die Chefin in zwei Jahren in Rente geht, rückt sie wohl nach.“

„Kann ich die Pizza hier essen, ich habe Hunger?“, erklang es vom Preisboxer aus Richtung Kühlschranks. Ohne seinen Blick von mir abzuwenden, antwortete Niklas: „Ja, mach` dir die Pizza aber gefälligst im kleinen Ofen. Und pass auf, dass du nicht wieder so eine Sauerei veranstaltest wie gestern, mit der Heißluftfritteuse!“

„Das war ich gar nicht, das war die Johanna,“ kam es trotzig von dem Vierjährigen zurück.

„Tja, du sag` mal, warum bleibst du eigentlich nicht in Essen wohnen? Hier, in Köln ist es doch total schwierig, eine Bude zu finden. Kannst du nicht bei deiner Mutter wohnen und mit dem Zug hierher fahren?“, wollte er wissen.

Kopfschüttelnd sagte ich: „Nee, bei meiner Mutter geht es gar nicht, die zieht zu ihrem neuen Freund nach Duisburg. Und die Wohnung zu übernehmen geht auch nicht, die ist zu groß und viel zu teuer. Eine kleinere Bude dort kommt nicht infrage, weil die Fahrt zu weit und mit der Bahn ziemlich teuer ist. Außerdem hat mich meine Mutter raus geschmissen. Lief nicht allzu gut, in der letzten Zeit, zwischen uns. Sie meinte, ich sollte sehen, wie ich alleine zurechtkäme. Sie hat behauptet, ich wäre frech und anmaßend ihrem neuen Macker gegenüber gewesen. Du musst dir das Mal vorstellen, der ist gerade mal zehn Jahre älter als ich, eigentlich könnte der ihr Sohn sein. Und dieser Typ will mir Vorschriften machen, wegen meines Studiums und der Mithilfe im Haushalt und so. Danach bin ich einige Wochen bei meiner Ex-Freundin Desiree in der WG, hier, in Köln untergekommen.“

Niklas schüttelte den Kopf und meinte: „Voll krass. Man, du hast ja wirklich ein Problem. Und die Lösung in der WG mit der Desiree und den anderen, die geht nicht mehr?“

„Tja, da habe ich jetzt drei Wochen gewohnt, wir lagen dauernd miteinander im Clinch, die laute Musik von deren Typ und so. Wie soll ich mich da auf das Studium vorbereiten? Die anderen Mitbewohner halten lieber ihre Klappe.“

Mit Blick auf die gegenüberstehende Uhr stand ich eilig auf: „Du, ich muss los, vielleicht habe ich ja das „Superlos“ gezogen und bin Sieger beim Kampf um ein zwanzig Quadratmeter großes Appartement. Wenn ich bald meinen neuen BAföG-Antrag durchbekomme, bin ich nicht mehr zu stoppen. Heute muss ich sehen, wo ich solange unterkomme!“

Niklas stand auf, sah mich mit seinen grauen Augen mitleidend an und machte eine bedauernde Geste. „Tja, normalerweise hätte ich dir angeboten, bei uns für ein paar

Tage zu wohnen. Aber du siehst ja, wie angespannt die Situation auch für uns ist. Echt schwierig, mit zwei Kindern und einem Einkommen, etwas Größeres an Wohnraum zu bekommen. Tut mir echt leid.“

„Nicht tragisch, ich finde schon etwas«, murmelte ich, in einem, wie ich hoffte, mutig klingendem Tonfall.

Hastig verabschiedete ich mich und eilte zur U-Bahn-Station. Drei Stunden später weiß ich nicht wohin mit mir. Alles umsonst. So ziellos wie Strandgut auf dem Meer treibe ich inmitten von Menschenmassen durch die Innenstadt. Was soll ich nur machen? Es dauert nicht mehr lange, bis die Dunkelheit hereinbricht.

Spontan fällt mir die Bahnhofsmision ein und ich komme mir wie ein Penner vor. Je mehr ich darüber nachdenke, desto stärker friere ich innerlich. Schrecklich. Langsam, ohne ein Ziel vor Augen, schreite ich die viel befahrene Straße entlang, mitten zwischen der meist bummelnden Menschenmenge hindurch. Jeder von den Passanten hier, kennt wohl, im Gegensatz zu mir, sein Ziel. Viele tragen irgendwelche Tüten mit sich herum, Weihnachtsgeschenke, wohin man sieht. Ein am Straßenrand sitzender Punk-Bettler mit regenbogenfarbenen zerzausten Haaren hält ein Pappschild hoch und bittet mich in schleppendem Tonfall an: „Haste mal einen Euro für mich und meinen Hund hier?“

Ich blicke hinunter, neben ihm liegt ein Hund, eine Mischung zwischen Schäferhund, Dackel, Bulldogge, Yorkshire-Terrier und was weiß ich noch. Herausfordernd stelle ich ihm die Gegenfrage: „Nee. Hab ich nicht, du denn?“

Mit entglittenem Gesichtszug und einem mir freundlich hingeworfenen: „Verpiss dich!“, verabschiedet er sich von mir. Ich gehe weiter.

Aufgrund eines dringenden Bedürfnisses eile ich in den Karstadt. Natürlich sind die Kundentoiletten nicht dort, wo man sie vermutet, sondern ganz oben, da wo sich das Restaurant befindet. Strategisch gut durchdacht, erst einmal schön den gesamten Verkaufsraum dieses Kaufhauses durchqueren, bevor du überhaupt deine Notdurft verrichten kannst! Nun kommt mir der Einfall, dass ich mich kurz vor Ladenschluss hier irgendwo verstecken könnte. Vielleicht in einem der seitlichen Räume auf dessen Türen Eintritt verboten steht. Oder in einer Kabine. Sofort lasse ich diesen Gedanken wieder fallen, obwohl mich die Delikatessenabteilung im Erdgeschoss durchaus reizen würde. Vermutlich läuft hier der Wachdienst laufend mit Schäferhunden Streife, denn ich bin nicht der Erste und werde auch nicht der Letzte sein, der auf so eine Idee kommt.

Erneut stelle ich mich hinten an einer Schlange an, selbst das Pissoir ist in einer Großstadt stark frequentiert. Eigentlich wäre es einfacher, man kauft sich beim Drogeriediscounter um die Ecke ein paar Windeln für Inkontinenz. Während ich so in Gedanken über die Sinnhaftigkeit des Lebens bin, wendet sich ein vor mir stehender Rentner, beim Anblick des schwarzafrikanischen Toilettenmanns, an seinen Vordermann: „Überall gibt es nur noch diese Flüchtlinge, egal, wohin man blickt. Die ganze Stadt ist voll mit denen!“ Darauf antwortet sein neuer Gesprächspartner: „Ja, da haben die ja wieder einem Boot vor der italienischen Küste, das Anlegen im Hafen erlaubt. Die wollen alle zu uns. Millionen sind das. Wohin soll das nur führen? Bei uns kriegen die jungen Leute keine Arbeit mehr, aber immer mehr von denen, müssen die hier reinlassen.“

„Genau, und sich dann darüber wundern, wenn die Leute ihr Kreuz bei der AfD machen“, bestätigt sein neuer Gesprächspartner, „wissen sie, ich bin Frührentner, zum Glück. Sonst wäre ich auf Hartz IV. Hierzulande, da bekommst du keine vernünftigen Jobs mehr. Es ist alles so verkommen, nur noch geringfügige Beschäftigungsverhältnisse. Ich habe zwei Enkel, denen geht es genau so!“ Sein Gesprächspartner hört aufmerksam zu. Als zwei Männer, die sich ihres dringenden Bedürfnisses bereits entledigt haben, an der Schlange in Richtung Ausgang streben, sehe ich meine Chance für gekommen an. Eilig dränge ich mich, die Rufe einiger anderer Wartender missachtend, an ihnen vorbei.

Als ich fertig und erleichtert bin und vor dem großen, gut ausgeleuchteten Waschtisch stehe, fällt mir auf, dass ich auch schon einmal besser ausgeschaut habe. Ich erschrecke mich regelrecht vor meinem Anblick. Es ist in etwa so, wie ein Schimpanse, der sich zum ersten Mal mit seinem eigenen *Ich* spiegelbildlich konfrontiert sieht:

Das dort, vor mir, in dem Spiegel, das ist das Gesicht eines Mitte Vierzigjährigen mit Sechstagebart, wie Robinson Crusoe. Im Augenblick sind vor allem, für uns Jüngere, Sechstagebärte modisch up to date. Vielleicht, weil Rasierklingen so unverhältnismäßig teuer sind und Studenten, wie ich, sich diese gar nicht leisten können? Laut Diebstahlsstatistik gelten Rasierklingen als das gefragtestes Diebesgut in den Geschäften.

Man, wie sehe ich überhaupt aus? Hier, diese drei Falten, die waren doch vorgestern noch gar nicht vorhanden. Schrecklich, diese Stirnfurchen, dieser Frustrationszug um den Mund und überhaupt: Wenn man tagelang kaum ein Auge zumachen konnte, einem der eigene Körpergeruch unangenehm scharf in die Nase steigt und man nur noch das dringende Bedürfnis danach verspürt, irgendwo zur Ruhe zu kommen, dann schaut man aus, wie ich: Mit düsteren Schatten unter den Augen, die ersten grauen Haare, im vor vier Wochen noch dunklen Haar, sind zu sehen, selbst einige Barthaare sind vorzeitig ergraut.

Dazu kommt dieses helle, unerbittlich gleißende Licht, des modern gestalteten Ambiente, das gnadenlos sämtliche Alterungsspuren zeigt. Da gibt es nichts zu beschönigen: Mir blickt das Face eines, um fast zwanzig Jahre Gealterten entgegen, und plötzlich fühle ich mich erst recht, wie ein Wohnungsloser, Obdachloser, bei dem jeder die Nase rümpft. Noch vor einem Monat war ich ein hipper, achtundzwanzigjähriger Student, der voller Sorglosigkeit keinen Spaß ausließ. Nun will ich lediglich ein schönes, gemütliches Bett, mehr eigentlich nicht. Aber nicht einmal das ist mir vergönnt.

Als ich aus der Tür in Richtung Gang heraustrete, sieht mich der Schwarze, dessen dunkle Hautfarbe seinen blütenweißen Kittel noch mehr betont, aus dunklen Augen, zunächst erwartungsvoll freundlich an. Vor ihm steht ein weißer Teller, darin liegen etliche Fünfzigcentstücke. Darüber hängt ein Aushang: Toilettenbenutzung 0,50 Cent. Als ihm klar wird, dass ich nichts hineinwerfen werde, ändert sich seine Mimik von abwartend freundlich über wütend. Er ruft mir mit Akzent hinterher: „Ey, hier ist nicht umsonst. Macht fufzig Cent.“

In dem Augenblick, meines ignoranten Weitergehens, sehe ich aus den Augenwinkeln, dass er von dem, zuvor vor mir stehenden Alten angesprochen wird: „Hey, Sie! Junger

Mann. Jetzt kommen Sie mal her! Sagen Sie mal, wofür wollen Sie Geld, wenn Sie nicht sauber machen? Schauen Sie sich mal die Toiletten an. Total versaut. Sie werden fürs Putzen bezahlt und nicht für das Geldeintreiben! Hier in Deutschland bekommt man kein Geld fürs Nichtstun.“

Als die beiden im Toilettenraum verschwunden sind, in dem der Senior dem Schwarzen soeben das Desaster zeigen will, blicke ich mich kurz um: niemand zu sehen. Ein paar Schritte zurück und ich nutze den günstigen Augenblick für einen Griff in den weißen Teller. Eilig stecke ich aus dem Haufen goldfarbener Münzen, die Geldstücke in meine Jeans, um schnellstmöglich von hier abzuhausen.

Draußen füge ich mich in das vorweihnachtliche Gewusel ein und verschwinde in der Menschenmasse, die mich wie ein schwarzes Loch förmlich verschluckt. Orientierungslos lasse ich mich mit der Menge treiben. Teilweise unverkennbar, sind die vielen Touristen, die wie jede Weihnacht zuvor, über Köln einfallen. Überall im Stadtbild laufen wandelnde und blinkende Elchgeweihe und Weihnachtszipfelmützen herum. Überproportional viele Händler bieten, neben vielen Handwerkskunstläden, in den Weihnachtsbuden diesen Kitsch an. Blinkende Haarreifen lassen sich offenbar besonders gut bei den Touristinnen verkaufen und so blinkt es quer durch die Kölner Innenstadt in allen nur denkbaren kitschigen Farben, deren einziges Ziel es ist, die Kunden zum Kohleverdienen anzulocken. Von den in den Medien gemeldeten, schwindenden Besucherzahlen ist in der Fußgängerzone jedenfalls nichts zu bemerken.

Schließlich lande ich irgendwo am Rande des Herzens der Innenstadt, blicke mich um und wundere mich. Hier war ich noch nie, in dieser kleinen Straße, die mir mehr Ruhe verspricht, abseits von den Menschenmassen, die ich mittlerweile als unerträglich empfinde.

Angst vor Diebesbanden brauche ich allerdings nicht zu befürchten. Wer bestieht schon einen, der so aussieht wie ich und nichts, außer ein paar ergatterten Klimpermünzen in den Hosentaschen bei sich trägt? Vor dem Schaufenster eines Geschäftes bleibe ich, wohl einer inneren Eingebung folgend, stehen. Oder ist es die zunehmende Kälte, die mir zu schaffen macht und die mich vor diesem Laden Halt machen lässt? Oben steht auf einem Schild: „Secondhand für Jedermann & Jederfrau. Kleiderkammer der Caritas.“

Jetzt zögere ich nicht lange, es ist Mitte Dezember und die Sonne, die vorhin noch erstaunlich warm schien, verabschiedet sich allmählich und langsam wird die Angelegenheit ziemlich kalt. Wenn ich nicht den gesamten Winter in dieser an sich zu dünnen Jacke herumlaufen will, muss ich mir jetzt das Passende besorgen. Denn, sobald es richtig knackig kalt wird, und das bahnt sich, laut Wetter-App auf meinem Smartphone in den kommenden Tagen an, könnte es zu spät sein. Spätestens dann, wenn sich der Penner von eben mitsamt seinen Pennerkumpanen in diesem Laden, das gesamte Wintersortiment unter den Nagel reißt oder der Toilettenmann mit seinen Toilettenkumpanen sich hierher auf den Weg machen.

„Guten Tag!“, rufe ich beim Eintreten brav zu den zwei älteren, geschäftig wirkenden Verkäuferinnen herüber. Eine von den beiden erwidert meinen Gruß und lächelt mich freundlich an, während die andere ein Telefonat führt.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragt die Frau, die einige bunte Kleidungsstücke aus einer Tasche heraussortiert, während ich feststelle, dass mir bei den ersten Schritten in den Laden hinein ein unangenehmer Geruch von gebrauchter Kleidung entgegenschlägt. Für einen, der sonst nur die aktuellsten Markenklamotten aus dem Internet bevorzugt, ist dieser Gang, hier der Schwerste. Wie kann man nur hier arbeiten, denke ich. Ich muss schon sagen, es geht zügig eine Etage tiefer. Aber was soll ich machen? Mein, von meiner Mutter geschiedener Vater, hat mir die monatliche Unterstützung gestrichen. Weil er mit sechzig Jahren und einer schwangeren, neuen Frau, die halb so alt ist wie er, und seine Tochter sein könnte, noch mal neu anfängt, lässt er sein eigenes Fleisch und Blut im Stich. Als wenn das nicht genug wäre, hat der aktuelle Macker meiner Mutter, nach einem heftigen Streit mit mir und meiner deshalb kurzzeitigen Abwesenheit, sämtliche meiner Kleidungsstücke aus dem Fenster geworfen.

Daraufhin stellte ich völlig entgeistert und perplex meine Mutter, bei meiner Wiederkehr zur Rede, ihr neuer Typ war glücklicherweise nicht da, sonst hätte es ein Massaker gegeben. Zumindest von meiner Seite aus. Inmitten der zahlreichen Umzugskartons, sie packte für ihren bevorstehenden Auszug, sprachen wir uns aus. Dabei sah sie mich gleich zu Anfang vorwurfsvoll aus ihren grau-blauen Augen, an und meinte: „Da bist du ja endlich. Der Jürgen war so wütend auf dich. Er sagte, du machst dir hier ein feines Leben, hast lediglich eine große Klappe, kriegst nichts auf die Reihe und dann hat er alle deine Sachen raus, auf die Wiese geworfen. Wir haben eingehend darüber diskutiert, er ist der Meinung, dass es Zeit wäre, dass du auf eigenen Füßen stehst. Es stimmt aber auch, in deinem Alter hatten wir beide bereits eine Ausbildung abgeschlossen, einen Job und Familie. Dich musste ich jeden Morgen, bevor ich ins Büro gefahren bin, in den Hort bringen. Jürgens Ex-Frau war ebenfalls immer berufstätig. Für unsere Generation gab es das nicht, dieses zu Hause abhängen! Meine Güte, du bist jetzt achtundzwanzig Jahre alt, und jetzt soll ich für dich nun auch noch die Krankenkassenbeiträge bezahlen, ich kann dein Leben einfach nicht mehr länger mitfinanzieren!“

„Ich hänge nicht ab, ich studiere für meine berufliche Zukunft!“, unterbrach ich ihren Redefluss.

Sie stemmte die Hände in die Hüften, schüttelte ihren Kopf mit der hellblonden Streifenhörnchen-Kurzhaarfrisur: „Ehrlich gesagt, begreife ich nicht, bei der Zeit, die dir zum Lernen zur Verfügung steht, dass du zweimal das Semester wiederholen musstest. Allmählich wird es eng für dich. Außerdem: Musst du das Zeug, das Jürgen bei dir im Zimmer gefunden hat, nehmen? Er meinte, du seist drogenabhängig, wieso ich das nicht gemerkt habe. Drei Päckchen Marihuana hat er bei dir gefunden. Er hat alles ins Klo geschüttet. Jetzt begreife ich erst einmal, weshalb mich die Nachbarn von nebenan letztens gefragt haben, warum es dauernd so komisch, bei uns, durch das offene Fenster riecht. Die Leute sind ja nicht blöd.“

Als ich schwieg, fuhr sie fort: »Du, sag` mal, das Zeug ist richtig teuer. Jürgen meinte, er hätte früher auch hin und wieder einen Joint geraucht, aber so exzessiv wie du, nicht. Das hätte nichts mit Genuss, sondern mit Suchtproblemen zu tun. Er muss das schließlich wissen, denn er ist ja Polizist. Sag` mal, hast du dir etwa von dem Geld, das ich dir zum Leben gegeben habe, stattdessen die Drogen gekauft? Das ist fürs Essen

und andere Dinge bestimmt gewesen, die du benötigst. Wie viel gibt dir dein Vater eigentlich noch dazu? Bekomme erst einmal dein Leben in den Griff. Es gibt leider genug Beispiele von Dauerstudenten, die nichts auf die Reihe kriegen. Jedenfalls kann ich dich nicht weiter unterstützen.

Jürgen und ich ziehen in eine große, neue Wohnung, die Miete ist entsprechend teuer. Jetzt habe ich erst einmal richtig begriffen, dass ich loslassen muss. Du musst dir eine eigene Wohnung oder ein Zimmer suchen, morgen ziehe ich hier aus. Die nächsten Mieter wollen früher herein. Ich habe mit denen abgemacht, dass die schon früher reinkönnen, dann zahlen die schon mal die restliche Miete. Du weißt bereits seit über drei Monaten von der Kündigung. Sag` mal, hast du dir jetzt wenigstens eine Bleibe gesucht?“, wollte sie wissen.

Darauf ließ ich sie einfach stehen. Das pure Entsetzen packte mich in Anbetracht der Tatsache, dass dieses Riesenarschloch Jürgen meinen Stoff einfach in die Toilette gespült hatte. Damit waren zweihundert Euro futsch. Dafür liefen die Ratten jetzt gut vollgekipft im Kanal herum. Meine Mutter rief mir hinterher: „Du kannst nur froh sein, dass der Jürgen, dass nicht zur Anzeige gebracht hat. Das Marihuana, das er gefunden hat, ist viel mehr, als man zum Eigenverbrauch überhaupt haben darf.“

An diesem völlig bewichsten Tag stand ich plötzlich bei meiner alten Freundin Desiree` auf der Matte, die in einer Wohngemeinschaft lebt. Die steht noch immer auf mich und wenn ihr neuer Macker nicht gewesen wäre, würde ich dort immer noch wohnen.

„Kann ich Ihnen helfen?“, diese Worte der Mitarbeiterin, des Ladens, reißen mich aus meinen düsteren Gedanken. Meine schicken Klamotten sind jedenfalls alle weg, denn die hatten sich, nach Auskunft meiner Mutter, einige Flüchtlinge aus dem nahe gelegenen Asylantenheim, auf der Wiese aufgesammelt und mitgenommen. Nun liefen Afrikaner und Araber in meinen schönen, warmen und teilweise sündhaft teuren Qualitätsklamotten herum. Einfach nur zum Kotzen!

Nun kommt die Frau, die mich angesprochen hat, auf mich zu. Unter einer dunkelbraunen Lockenfrisur sehen mir aus einem breiten Gesicht gütige, dunkle Augen entgegen. Ihr Doppelkinn scheint eins mit der darunterliegenden Halspartie zu sein. Mein Gott, so alt ist die doch noch gar nicht, denke ich bei mir, wo will die in den nächsten Jahren gewichtsmäßig eigentlich hin? Sie trägt mehrere, auf Kleiderbügel hängende Klamotten, vor ihrer mächtigen Oberweite.

Etwas irritiert starre ich zunächst auf ihren Riesenairbag, danach auf die Kleidung: „Ja, ich suche einen Mantel oder eine Jacke, irgendetwas Warmes zum Anziehen für den Winter“, teile ich ihr mit, während mein Blick zwischen all den Klamottenständern hin und her irrt.

„Inge, wo sind die neu einsortierten Winterjacken und Mäntel?“, ruft die vor mir Stehende ihrer grauhaarigen Kollegin mit dem Kurzhaarschnitt zu. Die hat ihr Telefonat mittlerweile beendet und ist aktuell mit dem Einsortieren beschäftigt. Sie, die Ältere, hört sofort mit dem Sortieren auf, setzt sich in Bewegung und gibt mir mit einer Handbewegung zu verstehen, ihr zu folgen: „Dann kommen Sie mal mit, junger Mann, ich glaube, ich habe da etwas Entsprechendes für Sie!“, meint sie.

Vor einem Rundständer mit Jacken und Mänteln bleibt sie stehen und fixiert meine

Figur. Schließlich fragt sie nach der Größe.

„Größe L“, sage ich, der wenig Hoffnung auf ein ansehnliches Kleiderexemplar hat.

„Aha, dachte ich es mir doch. Mit der Zeit bekommt man so einen Blick für die Figuren und das Gewicht. Sie sind ja der gertenschlanke Typ.«, routiniert beginnt sie auf einem Kleiderrondell mit der Suche, schiebt einen Bügel mit Kleidung nach dem anderen zur Seite, dann scheint sie etwas gefunden zu haben und fragt: »Schauen Sie mal, wie ist es denn mit der hier?«, dabei hält sie mir eine dicke Jacke entgegen, ich schüttle mit dem Kopf.

„Also nicht. Wie ist es mit dieser?“, erneut hievt sie eine Herrenjacke hoch, die ich eher widerstrebend, als erfreut anprobiere. Sie sieht es meiner Miene an und sagt schließlich: „Nein, das ist eine Altherrenjacke, außerdem passt die Farbe nicht zu Ihnen. Macht Sie irgendwie blass. Wie wäre es denn mit etwas anderem, einem Mantel zum Beispiel?“

Ihre Kollegin, die ihr Telefonat gerade beendet hat, kommt auch dazu und steht nun die ganze Zeit daneben, um diese Aktion zu beobachten. Hat die eigentlich nicht etwas anderes zu tun? Frage ich mich. Ratlos bleibe ich inmitten der getragenen, vielfältigen Kleidungsstücke stehen. Viele dieser Bekleidungsstücke könnten ihre Geschichten erzählen, vom Freud und Leid der Träger. Etliche, der meist unmodischen Teile, wurden wohl nach einem Trauerfall hier abgegeben. Bevor die Angehörigen, das tragbare Stück auf nimmer Wiedersehen irgendwo in den Tiefen eines Altkleiderbehälters entsorgten, tut man im Sinne des Verstorbenen und ehemaligen Inhabers noch etwas Gutes. Das erleichtert ein manchmal vielleicht schlechtes Gewissen.

Irgendwie riecht es muffig in diesem Raum. Meine Abneigung, wegen der Ausdünstungen aus den getragenen Klamotten der verschiedensten Menschen, steigt auf der Skala der Ablehnung von fünf auf sechs. Der Level der Erträglichkeit ist für mich jedenfalls ausgereizt. Jedes Kleidungsstück nimmt irgendwann den Körpergeruch seines Trägers auf, egal wie oft es gewaschen wurde. Vielleicht habe aber nur ich so ein gutes Riechorgan wie ein Hund. Manche Leute sind offenbar weniger empfindlich, sonst könnte man in diesem Laden nicht arbeiten.

Allmählich denke ich, dass dies keine wirklich gute Idee war. Mit einer Ausrede, der freundlichen Helferin gegenüber, die noch immer für mich suchend durch die Reihen der Kleiderständer wandelt, will ich mich schnell davonstehlen, da ruft sie vom gegenüberliegenden Ständer zu mir herüber: „Hier, ich glaube, ich habe etwas für Sie!“, dabei greift sie mitten in den dunklen Stoffwulst hinein. Mit einem dunklen Stoff in der Hand verschafft sie sich Platz, indem sie sich mit ihrem schweren Körper einen Weg durch die vollhängenden Kleiderständer bahnt. Schließlich bleibt sie mit einem schwarzen Mantel wie mit einer Trophäe vor mir stehen und sagt: „Hier, probieren Sie den mal an. Ich weiß gar nicht, wo der herkommt, ob den die Monika vom Frühdienst vielleicht angenommen hat? Susi weißt du, wo der eigentlich herkommt?“

Daraufhin schüttelt die Angesprochene ihren grau geschnittenen Kurzhaarschopf, während mich ihre Kollegin weiter, mit vibrierendem Doppelkinn bequatscht: „Ist eine Superqualität und aus reinem Kaschmir. Unbezahlbar, wenn Sie mich fragen. Hier sehen Sie mal, ein ganz edles Teil! Und erst das Innenfutter! Ich weiß das, ich habe schließlich früher jahrelang bei einem bekannten Kölner Herrenausstatter gearbeitet.“

Bis der den Laden schloss. Ich habe wirklich keine Ahnung, aus welcher Qualität das Innenfutter ist! So ein Material habe ich noch nie gesehen. Scheint ein Unikat zu sein, wenn Sie mich fragen. Den hatte ich vor einer halben Stunde von der Kassenecke auf diesen Ständer dort gehängt.“

Susi, ihre Kollegin befühlt diesen in den höchsten Tönen gelobten Mantel auch und meint bei der näheren Betrachtung: »Stimmt. Wirklich ein edles Teil!«

Eher widerwillig beuge ich mich vor, um einen Blick auf das mir, nun wie eine Siegetrophäe, dargereichte angebliche Mantelunikat zu werfen und äußere voller Unbehagen: „Eigentlich wollte ich gar keinen Mantel, lieber ein sportliches, warmes Teil, eine Jacke. Aber geben Sie mal her, ich kann ihn ja mal ausprobieren!“

Umständlich lege ich den schweren Rucksack beiseite, nehme das Kleidungsstück entgegen und ziehe ihn, mehr als Gefälligkeit gegenüber der emsigen Mitarbeiterin, an. Als ich ihn übergestreift habe, stößt die Verkäuferin ein lautes: „Wow!“, aus, während sie mich anstarrt und voller Ehrfurcht meint: „Dieser Mantel macht etwas mit einem. Der sitzt Ihnen wie angegossen. Sie sehen aus wie ein Manager aus der oberen Konzernetage. Unglaublich, wie solch ein Kleidungsstück jemanden verwandelt! Das habe ich früher beim Herrenausstatter immer wieder so erlebt!“

Vier Augen sind nun auf mich gerichtet, während die andere Verkäuferin anerkennend nickt und der Meinung ist: »Du hast recht. Wie ein Kleidungsstück einen Menschen doch verändert! Dieser Mantel hat wirklich Klasse! Den habe ich noch gar nicht hier gesehen!«

Ziemlich verblüfft über diese Anwendung, drehe ich mich zu einem der Standspiegel um und bleibe wie angewurzelt stehen. Fast hätte ich mein eigenes Spiegelbild nicht mehr erkannt: Vor mir steht ein bärtiger, dunkelhaariger Mann, in einem eleganten, schwarzen Wollmantel, der wie angegossen sitzt. Dieser Mantel wertet meine Persönlichkeit in einem Maße auf, die mich sprachlos werden lässt.

Nun tritt die Dunkelhaarige näher an mich heran und sagt: „Kleider machen Leute, das Sprichwort gilt noch heute. Sehen Sie sich einmal das Etikett an, das ist etwas Nobles. Der sieht aus, als sei er nie getragen worden. Damit können Sie sich überall vorstellen und bekommen jeden Job, den Sie wollen!“

Diese letzten Worte finde ich irgendwie merkwürdig, denn genau das, hatte ich soeben gedacht. Neben der Wohnung muss ich mich zunächst nach einem Job umsehen, mein BAföG-Antrag ist noch nicht bewilligt und selbst mit diesem Geld, würde ich nie und nimmer meine Lebenshaltungskosten decken können. Auch die andere Mitarbeiterin starrt mich sprachlos mit großen Augen an.

Mein Entschluss steht fest: »Den nehme ich!«, sage ich und frage: „Was kostet der?“

„Wir nehmen fünf Euro pro Teil!“, entgegnet die Frau hochofrenet, als ich daraufhin nicke, macht sie sich vor mir bereits auf den Weg zur Kasse.

„Ich möchte ihn direkt anbehalten“, bemerke ich vor dem Kassentresen, taste in meinem Rucksack nach dem wenigen Geld, das noch vorhanden ist, und zahle mit meinem letzten Zehneuroschein. Mein Rückgeld erhalte ich in fünfzig Cent Münzen zurück und die Kassiererin meint: „Tut mir leid, aber ich habe es leider nur so klein!“

„Ist egal«, antworte ich und stecke das Kleingeld in die Manteltasche. So gut es geht, pfpfropfe ich meine alte Jacke in den Rucksack hinein und wünsche den beiden

Kleiderfeen alles Gute. Dann fällt die Tür hinter mir zu und ich befinde mich erneut auf der Straße.

So, das war mein letztes Geld für diese Woche, überhaupt in diesem Monat. Erst in ein paar Tagen müsste die Überweisung von dem Alten auf meinem Konto sein. Gnädigerweise, muss man sagen, denn das ist der letzte Monat, den er etwas springen lässt, wegen meiner desolaten Gesamtsituation, wie er mir mitteilte. Im Hinblick auf den Umzug meiner Mutter und meinem Rausschmiss aus der Wohnung, teilte er mir mit: „Deine Mutter hat noch nie Rücksicht auf andere genommen. Auch auf dich nicht. Fremd gegangen ist die, immerzu. Als wenn ich das nicht gemerkt hätte! Aber ich habe die Klappe gehalten, wegen dir. Dann reichte es irgendwann. Bin mal gespannt, wie lange die Sache diesmal hält. Bei der Polizei arbeitet ihr Neuer, sagst du? Na, dann hat sie ja Zeit genug alleine.“

Mit dem Gefühl, dass er froh darüber war, dass ich ihm diese Neuigkeiten berichtete, teilte er mir mit, dass er mir für den kommenden Monat noch einmal eintausend Euro überweist.

Mit der bisschen Kohle kann man zwar keine großartigen Luftsprünge machen, aber besser als gar nichts. Zwischendurch würde ich vermutlich doch meine Mutter anbetteln müssen, mir einen Hunderter zu geben. Irgendwann hat sich ihre Wut auf mich sicherlich gelegt und die Sache mit Jürgen hat sich ohnehin bald erledigt. Apropos Wut: Die steigt erneut in mir hoch, beim Gedanken an diesen Typen. Dem würde ich am liebsten sein Grinsegesicht polieren, allerdings nur im Tagtraum, die Realität sieht leider anders aus: Dieser Typ ist gut anderthalb Köpfe größer als ich und durch das permanente Training muskulös wie nur was. Er arbeitet für die Kölner Spezialeinheit Drogenkriminalität. Dabei handelt es sich um ganz harte Brocken, wie die Albanermafia und die italienische Mafia samt arabischen Clans. Dort geht diese Bulleneinheit nur mit Spezialausrüstung und mit Helm hinein.

Mein Handy klingelt, ich schultere meinen Rucksack ab, ehe ich mein Smartphone herausfummeln kann, ist das Signal bereits verstummt. Beim Blick auf das Display erkenne ich, wer der Anrufer war, und drücke auf die Nummer. Einen kleinen Augenblick später, und ich höre Toms altbekannte Stimme im formalen Ton: „Enderlich.“

„Hey Tom. Alter! Wie gehst denn?“, rufe ich so fröhlich wie möglich.

Es dauert wohl fünf Schrecksekunden, bis auf der anderen Seite der Groschen fällt: „Ach, du bist es? Kleine Banane! Zuerst habe ich überlegt, die Stimme kam mir doch irgendwie bekannt vor. Mit der Nummer auf dem Display konnte ich eben gar nichts anfangen. Dachte, es sei ein Geschäftskunde.“

„Ja, du kennst meine neue Telefonnummer ja nicht. Wollte nur mal hören, wie es dir so geht. Bin gerade in der Nähe, sofern du noch in Köln wohnst.“

„Ja. Da wohne ich noch. Habe nebenan, an das Haus meiner Eltern angebaut und übrigens das Geschäft meines Vaters übernommen. Der ist ausgestiegen und fährt lieber mit meiner Mutter im Wohnmobil durch die Weltgeschichte. Die machen das Beste aus ihrem Restleben. Wie geht es dir?“

Eilig erwidere ich: „Ach, sehr gut. Ich mache hier gerade eine Wohnung klar. Ist nicht ganz einfach, in so einer Großstadt etwas zu finden. Ich will ja keine Absteige. Aber

selbst der gehobene Wohnraum ist rar. Ich brauche Zeit, um in Ruhe etwas zu suchen, bald beginnt das neue Semester.“

Er unterbricht mich: „Was, studierst du etwa immer noch?“, fragt mich der Überflieger in allem.

„Ja, weißt du, meine Mutter war schwer erkrankt und ich habe sie gepflegt!“, antworte ich.

„Wie? Ist Sie nun wieder gesund?“, fragt er irritiert.

„Nein. Tot“, antworte ich kurz und bündig.

Es setzt ein kurzzeitiges, betretenes Schweigen am anderen Ende der Leitung ein, danach folgt: „Oh, das tut mir leid. Was hatte sie denn?“

„Krebs, im Endstadium. Ein langer Leidensweg. Unheimlich belastend für mich. Aber ich wollte unbedingt, dass sie zu Hause gepflegt wird und nicht in ein Pflegeheim kommt. Dann ging es ziemlich schnell“, sage ich.

„Donnerwetter. Das muss man erst einmal fertigbringen. Das macht nicht jeder, sich derart aufopfernd um seine Mutter kümmern. Die meisten, die ich kenne, schieben die Eltern ins Pflegeheim ab. Das hätte ich nicht von dir gedacht, wo du doch so ... so.“

Ich ahne, was er eigentlich meint, und antworte mit einem: „Tja, das Leben verändert einen eben!“

Mein Schulfreund aus alten Zeiten meint: „Nicht zu glauben, aber ich habe deine Mutter noch so lebensfroh in Erinnerung. Man, die war eine überaus attraktive Frau, immer gut drauf. Ich kann mir das gar nicht vorstellen, dass sie nicht mehr da ist. Unvorstellbar, wenn man einen Menschen eine Weile nicht gesehen hat. Einfach von der Bildfläche verschwunden, nicht wahr?“

„Ja, damit muss ich jetzt klar kommen, ob ich will oder nicht. Sag` mal, ich bin gerade in Köln-Stadtmitte, von da aus ist es ja nicht weit zu dir, wie wäre es, wenn wir uns treffen?“, schlage ich vor.

Er zögert einen Augenblick und will dann wissen: „Wann?“

„Heute!“

Er überlegt kurz und sagt dann: „Nein, heute ist schlecht. Vielleicht in drei Wochen. Wir fahren nämlich in den Urlaub, auf die Malediven. Ach, das weißt du ja noch gar nicht! Rate mal, mit wem ich seit drei Jahren verheiratet bin?“

Lahm sage ich: „Keine Ahnung. Mit Conni?“

Am anderen Ende der Leitung prustet jemand belustigt los. Tom kann es offenbar gar nicht abwarten, mir diese überaus wichtige Info zu geben: „Nein. Du denkst, mit der schälen Conni? Die mit den O-Beinen, dem Überbiss und dem scheelen Blick? Nein, wo denkst du hin? So einen schlechten Geschmack hatte ich noch nie. Die war nur ein Pausenfüller, ein kleiner Snack am Rande. Nein, Fiona und ich sind ein Paar. Wir fliegen morgen in die Flitterwochen. Na, das erstaunt dich jetzt aber, oder?“

Was heißt erstaunt, mich packt das blanke Entsetzen.

Völlig konstatiert von dieser Eröffnung bleibe ich sofort an Ort und Stelle auf dem Bürgersteig stehen und schlucke. Ausgerechnet Fiona. Mit der ich ein halbes Jahr zusammen war, bis sie mit mir Schluss gemacht hat. Was habe ich damals gelitten. Wie ein geprügelter Köter bin ich nachts um das Haus geschlichen, in dem sie wohnte, um zu sehen, ob sie einen Neuen hat. Stundenlang saß ich im Auto, selbst bei Wind und

Wetter, bei dem man noch nicht einmal einen Hund vor die Tür bekommt. Auf Facebook konnte ich ihren Status erkennen. Wie bin ich fast ausgerastet, als da ein Neuer präsentiert wurde. Sie, eine braune Schönheit, ihre Mutter stammt aus Indonesien, ihr Vater ist Niederländer. Glücklicherweise lächelte sie im Arm eines dunkelbraun gebrannten, mit Muskeln aus dem Fitnessstudio bepackten, schlechten Arni-Schwarzenegger-Doubles. Mir wurde beim Anblick dieses nach außen gezeigten Glücks speiübel. Einfach nur zum Kotzen, dieses in Facebook präsentierte künstliche „Wir sind glücklich-Getue und es sollen alle sehen. Und nun das. Ausgerechnet er.

Dementsprechend lange dauert es, bis ich mich gefangen habe, und in geübter Lockerheit von mir geben kann: „Ja? Das ist ja eine Überraschung. Hätte ich nicht gedacht. Glückwunsch.“

Man muss immer die Contenance bewahren, pflegte meine Oma stets zu sagen, und sie hatte recht.

„Ja danke. Im Frühjahr nächsten Jahres kommt unser Stammhalter zur Welt. Alles ziemlich aufregend, in der letzten Zeit. Aber um mal auf deine Frage zurückzukommen: Wir können uns nach unserem Urlaub treffen. Fiona wird staunen, dass du dich bei mir gemeldet hast. Sobald wir wieder zurück sind, melde ich mich bei dir, okay?“

„Ja, gut. So machen wir es“, bevor ich auflege, lüge ich und wünsche ihm und Fiona noch einen schönen Urlaub.

Im Weitergehen sehe ich die beiden in einem Tagtraum vor mir, Seite an Seite sitzend in einer Passagiermaschine. Dann schreitet plötzlich ein arabischer Terrorist durch den Gang, der schnappt sich den, am blödesten grinsenden Passagier aus der Economyclass, lässt ihn niederknien, hält ihm die Pistole an die Schläfe. Und puff, das war es. Als alle Passagiere mithilfe eines Sondereinsatzkommandos gerettet werden, findet die junge Witwe sein Handy und entdeckt, unter den zuletzt gewählten Nummern meine. Sie ruft an und selbstverständlich eile ich herbei, um sie zu trösten.

Ich bin derart in meinem Film vertieft, dass ich nicht bemerke, dass ich erneut in den quirligen Stadtkern komme. Langsam schreite ich weiter, wieder vorbei an dem Punkimitsamt seinem Straßenköter. In bequemer Bauchlage reckt der Hund den Kopf und blickt mich aus großen, erstaunten Augen an. Der Typ ist soeben mit dem Drehen seiner nächsten Kippe beschäftigt und sieht nicht auf, als ich mich ihm nähere.

Ich weiß nicht, wie es dazu kommt, dass ich in meine Manteltasche greife, um ein Geldstück herauszuholen. Vermutlich macht mich der Hundeblick weich, obwohl ich Hunde eigentlich nicht leiden kann, weil ich als Kind mal von einer mittelgroßen Töle gebissen wurde. Vielleicht ist es auch der Übermut, der mich trotz allem plötzlich übermannt, noch nie wurde ich durch das Tragen eines Kleidungsstücks derart hochgelobt wie vorhin. Und ich werde die liebevolle Fiona zurückgewinnen, so viel ist klar. Diese Sache mit Tom wird sie schnell bereuen. In Wirklichkeit ist der nämlich ein Langweiler der ersten Kategorie.

In hohem Bogen werfe ich die Fünfzig-Centmünze in die Blechdose, in der sich höchstens zehn Geldmünzen befinden. Ein schwerer Klang, als meine auf die anderen fällt.

Jetzt blickt der Köter dem Geldstück verdutzt nach. Ich will weitergehen, der Typ dreht immer noch, vermutlich hat er bei dem soeben einsetzenden Hupkonzert des

stehenden Verkehrs, meine Gabe gar nicht mitbekommen, da bleibe ich plötzlich wie angewurzelt stehen. War das nicht ...? Ich drehe mich herum, trete einen Schritt zurück, beuge mich vor und starre in die Dose. Genau in der Mitte der anderen Geldmünzen liegt die Neue. Sie funkelt golden im untergehenden Sonnenlicht. Nun bücke ich mich, um mir die Sache aus der Nähe anzusehen. Wie aus dem Nichts schießt der Typ neben mir hoch und brüllt: „Ey du Sack! Willst klauen, was? Ich hau dir einen in die Fresse, Alter, so schnell kannst du gar nicht laufen.“

In diesem Augenblick schnellt der Köter, mit dem Überbiss einer Tellermine in die Höhe, diese Gebissfehlstellung bemerke ich erst in dem Moment, als die Kreatur sich, glücklicherweise, nur in meinem linken Hosenbein verbeißt. Mit meinem anderen Bein verpasse ich ihm die volle Breitseite ins Hinterteil. Jaulend lässt er los, flitzt mit eingezogenem Schwanz zu seinem Besitzer, der jetzt erst recht aufgebracht auf mich zukommt und mir sonst etwas androht. Fast glaube ich, dass eine handfeste Auseinandersetzung unvermeidlich ist, blicke in sein von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht, vermutlich sieht er nur älter aus, als er ist. Seine braunen Augen sehen mich wütend an, als wollten sie mich durch einen Blick erdolchen. Plötzlich höre ich Polizeisirenen, sie nähern sich. Ein Streifenwagen hält, heraus springen zwei Polizeibeamte, sie springen auf uns zu. Sie nehmen nicht mich, sondern den Typen sofort ins Visier, während ich mich schnell aus dem Staub mache.

Ein paar Straßen weiter bleibe ich stehen, fernab von den Menschenmassen ist es hier deutlich ruhiger, dann hole ich die restlichen Münzen zur Begutachtung aus der Manteltasche. In meiner Hand liegen neun schwere, goldglänzende Münzen. Nun trifft mich die Erkenntnis: Deshalb fühlte sich die Manteltasche derartig schwer an. Weil ich vorhin so tief in meinen Gedanken steckte, war mir diese Tatsache komplett entgangen. Irritiert starre ich das vermeintliche Geld an, das hier waren keine Fünfcentstücke, wie ich zunächst vermutete, sondern glatte, goldene schwere Münzen ohne jede Prägung. Dabei war ich mir vorhin bei der Wechselgeldrückgabe sicher, zehn Fünzigcentstücke erhalten zu haben.

Diese Sache ist verrückt, ich schüttele den Kopf, das kann nicht sein. Vermutlich hatte ich mich vorhin geirrt und nahm einfach an, dass es sich um Euromünzen handelt. Wahrscheinlich ist das da, in meiner Tasche, Spielgeld oder Falschgeld. Aber dafür ziemlich schwer. Wie Gold halt. Ich stehe da und starre auf meine Handfläche. Dies hier sind meine letzten paar Kröten. Ratlos starre ich auf das ominöse Geld. Was nun? Aber sie fühlen sich an wie schweres Metall oder Gold. Jedenfalls kann ich mir damit nirgendwo etwas kaufen. Kein Fast Food, kein Brot, nichts. Um diese ominösen Münzen werde ich mich später kümmern. Zunächst einmal ist mir mein Hunger wichtiger. Mein leerer Magen stößt grollende Laute aus und erinnert mich daran, dass ich heute Morgen lediglich ein trockenes Brötchen gegessen habe.

Dann fällt mir der Toilettenmann ein und mein beherzter Griff in den Teller. Aus meiner rechten Hosentasche fördere ich mehrere Geldmünzen zutage, zähle auf der Handfläche nach und stelle fest, dass ich im Besitz von sage und schreibe vier Euro fünfzig bin. Wow. Damit kann man eventuell einen Döner zum Mitnehmen bekommen. Für eine Cola reicht es leider nicht, ein Döner kostet mittlerweile mindestens 4,00 Euro, ganz zu schweigen von einer Cola. Apropos Cola, ich greife beherzt in drei Papierkörbe

der Stadt und fördere schließlich eine zerbeulte, kleine Colaflasche zum Vorschein, die ich in meiner großen Manteltasche verschwinden lasse.

Magere Ausbeute. Eine, vor einem Schaufenster auf ihrem Rollator gestützte Seniorin, die das Geschehen offenbar die ganze Zeit beobachtet hat, sieht mich abschätzend an und schüttelt schließlich mit dem Kopf. Ihren vorwurfsvollen Blick: „Das hat der bestimmt nicht nötig, wie kann man nur?“, ignorierend, ziehe ich weiter, hinein in die nächste Seitenstraße, in der es sicherlich Dönerbuden gibt. Ich sehe mich um, mein Blick bleibt an einem Juweliergeschäft mit üppiger Schmuckauslage hängen. „An- und Verkauf von Gold- und Silberschmuck“ steht da in goldfarbenen Lettern, darunter das Ganze noch einmal in türkischer Sprache.

Ich überlege nicht lange, der Laden scheint noch geöffnet und ich betrete einen Raum, der mit mehreren Glasvitrinen zugestellt ist und in denen reichlich verzierter Goldschmuck angeboten wird.

Der ungefähr vierzigjährige, türkische Juwelier in schwarzem Anzug fragt in bestem Deutsch höflich: „Guten Tag, kann ich Ihnen weiterhelfen?“

„Ja“, antwortete ich, „ich habe diese Münzen hier gefunden. Leider kann ich diese Münzen nicht einordnen, wüsste nicht, wo mein Opa, diese herhaben könnte. Jetzt würde ich sie gerne schätzen lassen.“

„Gerne“, meint darauf der Verkäufer mit dem Vollbart und nimmt die, ihm dargereichte Handvoll Münzen entgegen. Dann legt er sie auf ein dunkelblaues Samtkissen, aus der Schublade holt er eine Lupe und beugt sich über die goldglänzenden Stücke. Er lässt sich Zeit, während ich in gebannter Erwartung verharre. Was wird mir dieser Fachmann gleich sagen?

„Augenblick mal eben!“, äußert er und nimmt das Kissen mit den Münzen mit nach hinten. Dort sagt er etwas auf Türkisch und es erklingt eine weitere männliche Stimme. Es dauert eine Weile, ich vermute, dass sie die Münzen in näheren Augenschein nehmen, danach kehrt er lächelnd zurück: „Das hier ist jeweils eine Unze Gold, Bruttogewicht 33,93 mit einem Feingewicht von 31,1 Gramm und einer Feinheit von 916/1000. Die Dicke beträgt 2,84 mm. Also, wenn Sie die verkaufen, dann würde ich sie alle nehmen.“

Offenbar steht mir aktuell die pure Überraschung über diese Eröffnung ins Gesicht geschrieben, es dauert ein paar Schrecksekunden, bis ich meine Fassung wiedererlangt habe.

„Was sind sie denn wert?“, stammle ich.

Daraufhin nimmt der Typ, mit seiner überaus beringten Hand, einen Taschenrechner und beginnt zu tippen. Schließlich sagt er in die atemlose Stille hinein: „Eintausend und einhundertfünfzig Euro kann ich Ihnen dafür geben.“

„Für alle Münzen?“, frage ich.

Darauf lächelt er und schüttelt den Kopf: „Was? Nein für eine Münze. Der Goldpreis hat sich derzeit erholt. Angebot und Nachfrage bestimmen das Geschäft. Je mehr Gold auf dem Markt ist, desto niedriger in der Regel der Preis. Im Augenblick geht es wieder aufwärts, angesichts der Wirtschaftssituation halten wohl viele ihr Gold zusammen oder kaufen wie verrückt.“

Diese Antwort muss ich erst einmal verdauen. Das wahre Ausmaß wird mir erst

allmählich bewusst. „Ja, das Geld an sich ist heute nichts mehr wert“, bemerke ich, der nun unschlüssig ist, hier an Ort und Stelle zu verkaufen, oder erst noch woanders nach dem Preis zu fragen.

„Wie lange haben Sie geöffnet?“, frage ich.

Er wirft einen Blick auf seine goldfarbene Armbanduhr und meint: „Bis jetzt. Es ist 18.00 Uhr, da schließen die Geschäfte in der Straße.“

Nach kurzer Überlegung sage ich: „Wissen Sie was? Das kommt alles für mich überraschend. Ich verkaufe Ihnen zwei davon. Vielleicht morgen die anderen.“

Jetzt lächelt der Verkäufer und nickt, nimmt die beiden Münzen entgegen, die er sicherheitshalber erneut wiegt, zufrieden begibt er sich zur Kasse und zählt die Scheine. Schließlich kehrt er zurück und fragt mit einem Grinsen im Gesicht: „Aber ohne Quittung oder?“

Worauf ich nicke und schnell das mir gereichte viele Geld durchzähle.

„Vielleicht finden Sie ja noch mehr bei Ihrem Opa?“, meint der Typ über den Tresen gebeugt interessiert, während er mich weiterhin mit seinen dunklen Augen taxiert.

„Ja, eventuell, ich stehe erst am Anfang dieser ganzen Aktion und muss erst alles sichten.“

„Wir kaufen jederzeit, kommen Sie zuerst zu uns. Meine Cousins haben übrigens hier im Stadtteil auch zwei weitere Läden, preislich tut sich da nix.“

Ich habe verstanden. Bevor ich gehe, drückt er mir, für alle Fälle noch seine Visitenkarte und einen silberfarbenen Metallkugelschreiber samt Werbeaufschrift in die Hände, alles wandert in die Innentasche meines Mantels.

Als ich, mit einem Glücksgefühl, wie bei einem unverhofften Lottogewinn zurück mit einer Tasche voller Geld, hinaus auf die Straße trete, ist es längst dunkel. Mit beschwingtem Schritt steuere ich die nächste Dönerbude an, bestelle mir eine doppelte Portion Döner mit einer extragroßen Cola und lege das verlangte Geld auf den Tresen. Die aus dem Papierkorb gefischte leere Colaflasche lasse ich in den überfüllten Mülleimer plumpsen.

Während ich an einem der Stehtische vor mich hin esse, mache ich mir meine Gedanken über diese seltsame Sache, die ich beim besten Willen nicht einordnen kann. Vielleicht ist das hier alles ein Traum und ich wache gleich auf? Liege in meinem Bett zu Hause, meine Mutter räumt nicht die Wohnung aus und ich gehe morgen wieder zur Uni. Alles ein Traum, auch die Sache mit diesem Mantel und dem Gold. Nun schießt mir ein anderer Gedanke durch den Kopf: Vielleicht kommt das hier alles vom Kiffen? Meinen letzten Joint hatte ich vor ungefähr zehn Tagen zu Hause auf meinem Bett liegend geraucht. Diesmal war es ein anderes Zeug von einem anderen Händler, der bei uns an der Uni damit handelt. Neben mir hupt ein Auto den Fahrer eines anderen Wagens aus, ein Motorrad fährt laut an mir vorbei.

Ich tupfe mir mit einer Serviette den Mund ab. Nein, es ist kein Traum und auch kein Hasch, der mich das hier erleben lässt.

Anschließend lasse ich routinemäßig unauffällig, meine gebrauchte Gabel und ein Messer in den Tiefen meines Mantels verschwinden, man weiß ja nie, wofür man das noch benötigt. In dem Augenblick fällt mir etwas auf den Boden, beim Aufschlag scheppert es gewaltig auf dem Steinfußboden. Ich bücke mich, um es aufzuheben, aber

das, was ich sehe, verwirrt mich vollends: Dieser Kuli fühlte sich bereits in der Tasche eindeutig schwerer an als der, den mir der Juwelier mitgegeben hatte. Dabei ist dieser Kugelschreiber in Größe und Form identisch, nur die Werbegravur fehlt. Anstatt silberfarben ist dieser hier goldfarbig.

Nun komme ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Wie kann das sein? In diesem Augenblick hat der Dönerwirt den Fernseher lauter gestellt, auf einem türkischen Kanal läuft ein Fußballspiel, die Stimme des Moderators übertönt das Radio mit der, für mein Empfinden, laierigen Musik. Der Ladenbesitzer ist ganz in das Spiel vertieft, nun zündet er sich eine Zigarette an. Er beachtet mich nicht weiter.

Meine Gedanken kreisen, werde ich vielleicht verrückt? Auf der Suche nach einer Antwort nehme ich vorsichtshalber, die beiden Innentaschen ins Visier, aber dort ist das Bündel Geld und die anderen verbliebenen Goldmünzen drin aber nichts anderes. Demnach muss es sich also tatsächlich um den Kuli handeln, den er mir gegeben hat. Ich teste ihn auf seine Funktionsfähigkeit, ich kann den Stift weder hoch- noch herunterdrücken. Als ich den Stift in der Mitte auseinanderschrauben will, erlebe ich eine Überraschung, denn er lässt sich nicht öffnen. Der Kugelschreiber besteht aus einer Hülle nahtlosen Goldes, meine Finger umschließen das kalte Sonnengold.

Völlig neben den Schuhen begeben mich auf den Weg in Richtung Hauptbahnhof, um mein Gepäck abzuholen. Vollbepackt setze ich mich in eines der Taxen, die am Bahnhof warten, und bitte den Fahrer beim Einsteigen, mich in ein Hotel zu fahren. „Aber nicht in so eine billige Absteige“, bemerke ich, dem älteren türkischen Taxifahrer gegenüber. Dieser wackelt, genauso wie sein, am Vorderspiegel befestigtes Gebetskettchen, mit dem grauen Quadratschädel und meint: „Ich weiß schon eines. Es ist ein Mittelklassehotel in der Nähe. Sie haben Glück, im Augenblick ist Messe mäßig nicht so viel los.“

Als er vor dem Haupteingang anhält, gebe ich ihm noch ein gutes Trinkgeld und checke am Empfang ein.

Im Zimmer angekommen, werfe ich mein Gepäck auf das Doppelbett, ziehe den weiten, schweren Mantel aus und setze mich. Abermals nehme ich mir das Kleidungsstück vor, dabei kann ich allerdings nichts Auffälliges entdecken. An der Mantelinnenseite befindet sich das Stoffetikett mit dem Aufdruck „100 % Kaschmir“, darunter steht, dass es sich dabei um eine hochempfindliche Naturfaser handelt und eine chemische Reinigung empfohlen wird. Nachdenklich erspüre ich die Weichheit des dunklen Stoffs mit meinen Fingerspitzen.

Jetzt taste ich das dunkle Innenfutter ab, das sich anders anfühlt als das, was ich normalerweise als Textilfaser kenne. Es ist ebenso weich und knetbar, aber es fühlt sich nicht an wie Seide, Polyester oder Nylon. Vielleicht eine neuentwickelte Faser aus der Raumfahrt, die nun auch für normale Bekleidung genutzt wird? Nirgends gibt es einen Hinweis auf die Herstellerfirma. Eigentlich sollte man einen solchen Hinweis, bei einem derart edlen Stück doch erwarten. Oder?

So wie ich den Mantel hin und her bewege, fällt erneut etwas klirrend heraus. Nun liegen die von mir mitgenommenen, gebrauchten Besteckstücke vor mir auf dem Boden. Ich bücke mich danach und staune nicht schlecht: Sie liegen schwer in der Hand, goldfarben leuchten sie mir in der Flutlichtbeleuchtung der Deckenlampen

entgegen. Nun bin ich mir sicher, denn das Besteck war vorher aus einem billigen Metall. Völlig verblüfft drehe ich das Messer und die Gabel in meinen Händen herum und überlege.

Schließlich will ich es wissen und begeben mich auf die Suche nach diversen Metallteilen. Doch dies gestaltet sich in diesem Hotelzimmer als nicht ganz einfaches Unterfangen.

Auf dem kleinen Sekretär finde ich ein umgestülptes Glas mit einer kleinen Wasserflasche, eine Tasse sowie eine Untertasse, mit einem in Plastik umhüllten Keks. Daneben liegt ein zierlicher Kaffeelöffel. Wie ein Zauberer lasse ich ihn, in der rechten Manteltasche, des auf dem Bett ausgebreiteten Mantels verschwinden. Bevor ich ihn herausziehe, warte ich kurz ab. Schon beim Herausholen bemerke ich die plötzliche Schwere des Löffels, diesmal wundere ich mich überhaupt nicht mehr, als er mir beim Herausziehen aus der Tasche goldglänzend entgegen funkelt. Jetzt starre ich auf das schwarze, auf dem Bett liegende ausgebreitete Kleidungsstück. Es besteht überhaupt kein Zweifel: Dieser Mantel wandelt Metall in Gold um. Es ist magisch.

Völlig perplex setze ich mich auf die Bettkante und kann es nicht fassen. Ein magischer Mantel. Vielleicht gehörte der einmal einem berühmten Magier? Und ich dachte immer, das sei alles nur Humbug, was da in diversen Shows präsentiert wird. Anders als bei Metall, werden die in der Manteltasche befindlichen Geldscheine nicht gewechselt. Ratlos halte ich das dicke, eingerollte Bündel bedruckten Papiers in Händen. Jetzt will ich ausprobieren, ob das auch bei anderen Materialien funktioniert. Ich nehme den Notizblock vom Nachtschrank, um ihn in die eine Manteltasche zu legen.

Nach einigen Sekunden hole ich ihn heraus, aber das, was ich in Händen halte, ist ein einfacher, kleiner Notizblock mit der Werbeaufschrift dieses Hotels. Jeden Gegenstand, den ich finde, der das Format hat, irgendwie in eine Manteltasche zu passen, probiere ich aus. Plastik wird genauso wenig wie Papier oder ein anderes Material umgewandelt. Weder Kekse noch sonstige Lebensmittel, der Zauber klappt definitiv nur beim Kontakt mit Metall.

Dann entdecke ich, dass die Umwandlung auch funktioniert, wenn ich die Metallgegenstände lediglich in dem weiten Mantel verhülle. Demnach kann ich auch große Sachen umwandeln, das macht die ganze Sache natürlich umso effektiver.

Total aufgedreht, im Bett liegend, mit dem Mantel im Arm, verbringe ich bei laufendem Fernsehen, eine schlaflose Nacht. Die Sendungen, die dort laufen, nehme ich nicht wirklich wahr. Ich liege dort in dem Doppelbett, geschockt und voller Freude zugleich.

Am nächsten Tag besuche ich, nach einem üppigen Frühstück auf dem Zimmer, ein Kaufhaus. Dort kaufe ich mehrere Besteckkästen. Die Kartons nehme ich mit ins Hotel und wandle sämtliche Dessertlöffel, jede Gabel, Suppenlöffel und Messer um, in reinstes Gold. Wie Goldbarren liegen mehrere Hundert Besteckteile vor mir, als es an der Tür klopft. So, als hätte ich soeben ein Verbrechen begangen, zucke ich zusammen. Aber dann wird mir klar, dass ich nichts Unerlaubtes tue.

Eilig laufe ich zum Eingang und teile der wartenden Putzfrau mit, dass ich in der nächsten Zeit nicht gestört werden möchte. Sie weist mich auf ein, an der Tür hängendes: *Bitte nicht Stören-Schild* hin. Damit ist für sie die Sache erledigt und sie

schiebt den Putzwagen singend weiter in Richtung Nachbarzimmer.

2. Wundersame Geldvermehrung

Die nächsten Tage verbringe ich in diesem Hotel, schlafe wenig, weil ich viel zu aufgeregt bin, diesmal aber in positiven Sinn. Mein Frühstück lasse ich mir bequem auf das Zimmer bringen, und frühstücke dort bequem im Bett. Ich kaufe Metalle in verschiedenen Geschäften ein, um meine Goldproduktion anzukurbeln. Im Internet mache ich zahlreiche Juweliere ausfindig, denen ich mein Sortiment anbiete. Darunter befindet sich auch Mustafa, dem ich die ersten Goldmünzen verkauft habe.

Nach einigem Abwägen entscheide ich mich: Persönlicher Kontakt ist definitiv besser als die Anonymität des Internets. Und so gehe ich mit einem Aktenkoffer in Händen, zu Mustafas Schmuckladen.

Mustafa bleibt für mich auch in der nächsten Zeit ein treuer Abnehmer, seine vielen, im Goldhandel aktiven Brüder und Cousins nehmen mir mit Vorliebe meine Goldvorräte ab. Ich Sorge dafür, dass es immer kleine Objekte sind, die ich umwandle, je größer, desto mehr würde ich vermutlich in Erklärungsnot geraten.

„Dein Opa muss reicher Mann gewesen sein! Hatte wohl Schatz gefunden“, bemerkt einer seiner Brüder, während wir gemeinsam, in einer Kölner Shisha-Bar, rauchen. Zu solchen Bemerkungen sage ich grundsätzlich nichts. Mit der Zeit werden wir Freunde und ich kaufe mir bei einem der Brüder Mustafas, zwei schnittige Autos, im Tausch gegen Gold, versteht sich. Man wundert sich zwar, fragt aber nicht weiter nach, um sich nicht das Geschäft zu verderben. So lautet das ungeschriebene Gesetz in diesem Metier.

Eine Frage lässt mir jedoch keine Ruhe und so frage ich noch einmal in dem Secondhand-Geschäft nach, woher dieser Mantel stammt.

„Ich hatte Frühdienst, da standen eines Morgens mehrere Tüten und Abfallsäcke vor der Tür“, erzählt mir eine, laut Namensschild am Kittel, Erika Lindemüller, die ich auf Mitte fünfzig schätze. Sie ist eine, der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen des Ladens. „Das ist nichts Ungewöhnliches, bei uns stellen laufend irgendwelche Leute ihre Kleidersäcke vor die Tür. Leider gibt es auch Menschen, die sich auf diese Weise ihres Mülls entledigen wollen. Aber an diesem Tag waren es allesamt vernünftige, hochwertige Kleidungsstücke, die in mehreren Kaufhaustüten dort, vor dem Regen geschützt, am Hintereingang standen.“

„Wissen Sie denn, wer dieser Spender war?“, frage ich sie. Sie schüttelt den Kopf: „Nein. Keine Ahnung. Warum wollen Sie das denn wissen?“

„Ich komme wegen des Mantels, den ich an habe“, sage ich.

Sie wirft mir einen abschätzenden Blick zu, sagt dann: „Ja, an den kann ich mich noch gut erinnern. Steht Ihnen übrigens ausgezeichnet. Warum, was ist mit dem Mantel? Sind Sie nicht damit zufrieden?“

Kopfschüttelnd entgegne ich: „Nein. Ich hatte mich nur so darüber gefreut. Wissen Sie, am nächsten Tag verlief mein Vorstellungsgespräch zu meiner vollsten Zufriedenheit und ich erhielt den Top-Job. Vermutlich trug auch der Mantel hier dazu bei, dass ich diesen Job bekommen habe. Kleider machen Leute, deshalb.“

Aus ihren wissbegierigen Augen sieht sie mich aufmerksam an: „Aha, und nun möchten Sie sich bei dem oder der Spenderin bedanken.“

„Ja.“

Sie zuckt bedauernd die Schultern: „Ja, tut mir leid, dass ich Ihnen da nicht weiterhelfen kann.“

„Okay, ist gut. Dann kann man eben nichts machen!“, sage ich und wende mich zum Gehen.

„Ich erinnere mich nur daran, dass der Mantel ordentlich gefaltet, in einer großen, separaten Kaufhaustüte lag, während die restliche Kleidung sorgsam in kleineren Tüten verpackt war. Diese große Kaufhaustüte stammte nicht von hier, sie war schwarz und trug einen goldfarbenen Aufdruck in Französisch. Es muss sich um ein französisches Kaufhaus gehandelt haben. Der Mantel wirkte auf mich irgendwie neu. Ich finde, man merkt, ob ein Kleidungsstück länger getragen wurde oder nicht. In den übrigen Plastiktüten befanden sich auch Damen- und Herrensachen. Vermutlich waren es andere Spender, die ihre Sachen nach und nach dazugelegt hatten. Mehr weiß ich leider nicht“, ruft sie mir noch nach.

„Gut, danke für die Info“, sage ich und verabschiede mich. Im Hotelzimmer angekommen geht die Recherche im Netz weiter. Aber dort steht allerhand Blödsinn, nichts wirklich Verwertbares, das dieses Rätsel, um den magischen Mantel lösen wird. Bei meinen Nachforschungen komme ich keinen Schritt weiter. Also gebe ich es schließlich auf. Dieses Rätsel wird für mich wohl zu den ewigen Mysterien gehören und deshalb komme ich zu dem Schluss: Ich werde es einfach so akzeptieren, ich habe ohnehin genug zu tun.

Angeichts meines plötzlichen nie endend wollenden Reichtums habe ich natürlich mein Studium sofort abgebrochen, wozu sich weiterhin quälen? Das Ganze war dann doch nicht mein Fall, viel zu trockener Stoff.

Mittlerweile bin ich gern gesehener Gast in sämtlichen Szene-Klubs dieser Stadt, in die ich sonst nie, beim Einlass durch den Türsteher, hereingefunden hätte. Auch die Nachbarstädte mache ich mit meinen PS-starken Schlitten unsicher.

Zunächst wohne ich in verschiedenen Hotels, genieße den Luxus, dabei werden meine Herbergen meinen Ansprüchen gemäß, immer exklusiver, ein Mittelklassehotel geht nun gar nicht mehr.

Schließlich suche ich mir eine Eigentumswohnung in den Kranbauten von Köln, mit Blick auf den Rhein, ganz hoch oben, mit Aussicht auf den Dom. Es folgt der Kauf eines Anwesens auf Mallorca, danach in Barcelona und New York. Nun verkehre ich in höheren Kreisen, das vermehrt meine Lust nach der Vermehrung meiner Besitztümer um ein Vielfaches. Andere haben noch viel mehr, also reicht die vor einem Jahr gekaufte Yacht plötzlich nicht mehr aus. Es muss immer schneller größer werden. Obwohl ich vorher keine allzu große Wasseraffinität hatte, erwerbe ich eine protzige Yacht samt dreiköpfigem Personal. Dank der goldenen Hände meines verschwiegenen Vermögensverwalters, halte ich Anteile an diversen Fonds, darunter auch an Immobilienfonds.

„Immobilienfonds sind derzeit die gewinnbringendste Kapitalanlagemöglichkeit überhaupt! Außer natürlich, man investiert in Waffen“, sagt der Verwalter und ich höre auf den Geldspekulant und investiere fleißig weiter, in Immobilien und Waffen, und reibe

mir die Hände. Wenn du einmal die Millionengrenze geknackt hast, ist es ein Kinderspiel, der wundersamen fast magischen Geldvermehrung durch Börsenspekulationen nachzuhelfen.

3. Wiederbegegnung

09. Februar 2018

Darüber erleichtert, doch relativ schnell, mitten in der völlig überfüllten Kölner Innenstadt, einen der raren Parkplätze ergattert zu haben, hole ich mir ein Parkticket und schließe meinen roten Sportwagen am Straßenrand ab. Ein Stück weiter stehen einige Menschen, dick eingemummelt und mit Transparenten, offenbar handelt es sich um eine Demonstration. Als ich den Bürgersteig betrete, kommt ein Mann auf mich zu, den ich zunächst nicht wiedererkenne.

„Hey, ich glaube es nicht! Lucas! Mensch, Alter! Lange nicht gesehen, ich hätte dich beinahe gar nicht erkannt!“ Erstaunt steht er vor mir und starrt mich von oben bis unten an. Auch ich muss zweimal hinsehen, ohne seinen goldrötlichen Flaumbart, sieht sein Gesicht mit dem hellen Teint, irgendwie noch leerer aus. Er steht mit einem Schild in der Hand vor mir, mustert mich von Kopf bis Fuß, pfeift und bemerkt: „Donnerwetter! Hast du eine Erbschaft gemacht, im Lotto gewonnen, eine Bank ausgeraubt oder was?“

Mir ist durchaus bewusst, dass er meine handgefertigten Lederschuhe aus Milano genauso registriert, wie meine noble Lederjacke, Hemd, Hose und die teure handgearbeitete Armbanduhr, danach bleibt sein Blick an dem teuren Auto hängen.

„Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, dass du die Sache mit dem BWL-Studium nicht weiter verfolgt hast. Sonst hättest du den Karton mit den Büchern sicher schon längst bei uns abgeholt!“, meint er und bringt sich mit seinem Protestplakat in eine bequemere Stellung. Offensichtlich will er sich nun länger mit mir unterhalten, zu groß scheint seine Neugierde. Allerdings habe ich keine großartige Lust, mich mit ihm auszutauschen.

Auf seine Frage hin nicke ich: „Ja, BWL und die Sache mit dem Studium sind doch nicht so mein Fall gewesen. Ich habe mir etwas anderes überlegt, bin jetzt oft im Ausland, handele dort mit teuren Immobilien im Millionenbereich. Und du?“, frage ich schnell, damit er erst gar nicht auf die Idee kommt, mich mit näheren Fragen zu löchern. Von früher her kenne ich seine Neugierde, nur zu gut. Die Sache mit der Maklertätigkeit stimmt wirklich, nebenbei bin ich aus Spaß als Makler für hochwertige Immobilien tätig. Wenn die Leute einem Fragen nach dem Reichtum stellen, benötigt man ein gutes Alibi. Nichts wäre naheliegender als diese Maklertätigkeit im gehobenen Sektor. Tatsächlich interessiere ich mich ständig für Schnäppchen im Millionenbereich, damit lässt sich noch gutes Geld verdienen, das sauber ist.

Niklas kratzt sich am Kinn: „Tja, wir demonstrieren hier gegen die Räumungsklage. Unser Mietshaus wurde an so einen internationalen Fonds verkauft, jetzt kündigen die allen Mietern, sanieren den Schuppen aufwendig, um ihn für das Dreifache neu zu vermieten. Das können wir uns nicht leisten, die wollen die Wände einreißen und aus drei Wohnungen eine Große machen. Wohin sollen wir in einer Stadt wie Köln mit zwei Kindern? Svenja ist übrigens schwanger, es wird ein Junge. Ich bin gerade in der Ausbildung zum Erzieher, da verdient man nichts. Mit drei Kindern, in so einer Großstadt eine Wohnung zu bekommen, ist ein Ding der Unmöglichkeit! Aber, das weißt du ja noch gut selbst, als du damals zu mir kamst und ohne Dach über dem Kopf dastandest!“

Oh ja, nur zu gut kann ich mich noch an diese Situation erinnern und nicke: „Ja, seitdem ist viel passiert!“, und ich denke an diesen Tag im Dezember nach, der mein gesamtes Leben auf den Kopf gestellt hat. Plötzlich ist mir so, als sei es erst gestern gewesen.

„Wie heißt denn der Immobilienfonds, der euer Haus gekauft hat?“, will ich wissen.

„*Immobilien-Capital-West-and-East*“, sagt er und blickt verdrießlich drein.

Ich lasse mir nichts anmerken, als er mich fragt: „Kennst du die vielleicht? Ich meine, wenn du in der Branche tätig bist?“

Worauf ich schnell den Kopf schüttele: „Nein, keine Ahnung! Wie bereits gesagt, bin ich mehr im Ausland unterwegs.“

Niklas setzt zu einer erneuten Frage an. Von Neugierde übermannt, will er jetzt nähere Einzelheiten wegen meines Werdegangs wissen, ich sehe es seinen wissbegierigen Augen an. Mittlerweile sind etwas über zwei Jahre vergangen, seitdem sein ehemaliger Schulfreund völlig abgerissen und verzweifelt bei ihm saß und nun diese Verwandlung. Kein Wunder, die Neugierde lässt ihn nicht los.

In dem Augenblick, in dem ich befürchte, in ein wahres Fragenkreuzfeuer zu geraten, ruft eine mir bekannte, weibliche Stimme: „Hallo Lucas!“ Eine ansehnliche, langbeinige und langhaarige Blondine, im knallroten Mantel und weißem Schal, mit den Schuhen, für deren Stiftabsätze man eigentlich einen Waffenschein benötigt, eilt mit ihrer hellblonden Wallemähne von der gegenüberliegenden Seite auf mich zu.

Niklas wirft einen anerkennenden Blick auf ihre, in zarten Nylonstrümpfen eingehüllten Beine, hoch zu ihrem offenen Mantel, dem kurzen Rock, einem atemberaubend engen Oberteil, dem aparten Gesicht mit den kleinen Grübchen um die Augen und den himmelblauen Augen. Fast fallen ihm die Augen aus dem Kopf, direkt in ihren Ausschnitt hinein. Wenn es für mich in diesem Moment nicht überaus amüsant wäre, fände ich sein Verhalten jetzt glatt eine Unverschämtheit und so sage ich in die kleine Runde hinein: „Darf ich vorstellen: Das ist Nele. Nele, das ist Niklas, ein alter Schulfreund.“

Mit einem Lächeln reicht sie ihm, der von solch einer Traumfrau nur träumen kann, die Hand.

Um nicht noch mehr Zeit zu vergeuden, drängele ich zum Aufbruch: „So, jetzt müssen wir aber gehen. Wir haben bereits einen Tisch für 13.00 Uhr reserviert und es ist schon viel zu spät. Bevor der Platz anderweitig vergeben wird, müssen wir uns beeilen.“

Hastig verabschiede ich mich von ihm und gebe das von vornherein, falsche Versprechen ab: „Ich melde mich demnächst bei dir, dann reden wir in Ruhe!“

„Meine Handynummer hast du ja!“, ruft er mir hinterher: „Ist immer noch die alte!“

„Ja, mache ich! Ciao!“, rufe ich im Weggehen und nehme Nele beim Überqueren der Straße an der Hand.

„Äh ... und was ist mit deinem Karton, du weißt schon, den mit den Büchern?“, ruft er mit hinterher.

Mit einer abwinkenden Handbewegung antworte ich: „Wirf ihn weg oder mach` sonst etwas damit. Ich brauche ihn nie mehr.“

„Ist das ein Freund von dir?“, will Nele voller Neugierde von mir wissen, als wir Arm in

Arm, das Lokal betreten.

„Ja, aber wir haben uns seit einer geraumen Zeit nicht mehr gesehen!“, sage ich, während meine Augen im Gasträum suchend nach dem Kellner, wegen der Tischreservierung, umherschweifen.

»Und seine Frau stand auch bei den Protestierenden?«, fragt sie.

»Ja!«, gebe ich kurz und knapp zur Antwort und halte weiter nach dem Kellner Ausschau, denn ich habe einen verdammt Hunger.

„Verlieren die ihre Wohnung? Die hatten Transparente dabei“, will sie wissen.

„Ach, das erzähle ich dir später. Ja, die haben ein Wohnungsproblem“, sage ich so nebenbei, während uns ein Ober entgegenleilt.

Der Kellner führt uns zum Tisch, als wir sitzen, reicht er uns die Speisekarten und fragt: „Was möchten Sie trinken?“

Nach dem Essen sagt Nele, mit einem geheimnisvollen Lächeln: „Du, ich habe eine Überraschung für dich.“

Jetzt herrscht von meiner Seite aus ein ziemlich großes Rätselraten, ich will zu gerne wissen, was sie vorhat. Aber sie lächelt nur geheimnisvoll. Während wir uns unterhalten, läuft in meinem Kopf ein großes Kopfkino ab. Ich denke darüber nach, wie sie mich irgendwo verführt. Vor lauter erotischer Gedanken kann ich mich kaum auf unser Gespräch konzentrieren, Nele erzählt mir aufgeregt die Neuigkeit, dass sie soeben einen Großauftrag für ein riesen Anwesen erhalten hat. Damit wäre ihre Selbstständigkeit für mindestens ein Jahr gesichert.

Nach dem romantischen Dinner nimmt sie mich in Schlepptau, zieht mich willenlos über die Kreuzung, durch mehrere Straßen, ich willenlos hinterher. Völlig gespannt auf das eventuell Kommende, lasse ich mich nur zu gerne von ihr angenehm überraschen.

Vor dem Schauspielhaus bleiben wir stehen.

„Und was wird das jetzt?“, frage ich und sehe in ihr Gesicht, sie schaut mich jedoch lediglich mit einem spitzbübischen Lächeln an.

„Komm mit!“, ruft sie und zieht mich hinein. Drinnen herrscht bereits reger Andrang, überall stehen Kleiderstände, die mit bunten Gewändern in allen Variationen überladen sind. Jetzt dämmert mir allmählich, warum sie sich ausgerechnet an diesem Tag, um diese an sich unübliche Zeit mit mir verabreden wollte. Deshalb sagte sie extra einen Kundentermin ab. Als ich auf der Suche nach einer Wohn- und Stilberatung war, habe ich Nele, die als selbstständige Einrichtungsberaterin arbeitet vor anderthalb Jahren kennengelernt. Gelandet sind wir dann in meinem improvisierten Bett, das bei einer Veranstaltung prompt zusammenbrach. Prustend vor Lachen kämpften wir uns abends aus den eingesunkenen Matratzen heraus und hämmerten die wackeligen Lattenroste des Vormieters wieder zusammen.

„Ich sehe schon, hier muss ich viel Arbeit investieren“, meinte Nele lachend und zeigte mir später, auf dem Laptop, etliche Boxspringbetten.

Aktuell bringt sie mich wieder aus meinen Tagträumen heraus, zurück in die, wie es mir scheint, harte Realität: „Heute suchen wir dein Karnevalskostüm aus. Jedes Jahr verkaufen die am Theater ihren Fundus aus, um Platz zu schaffen. Na komm`, hab dich nicht so. Du schaust schon wieder so grimmig. Jetzt bleib mal locker. Wir werden schon

etwas Passendes für dich finden. Wie wäre es hier, mit dem Piratenkostüm?“, reißt sie mich aus den Gedanken.

Widerstrebend lasse ich mich von ihr vor einen der Ständer zerren. Die Sache mit dem Karneval hatten wir bereits abgesprochen, eigentlich bin ich alles andere als der Karnevals Freak, eher das Gegenteil. Im vergangenen Jahr entkam ich diesem Massenbesäufnis erfolgreich mit dem Flieger ins Ausland. Am liebsten wäre ich jetzt wieder dort, wo die Sonne scheint, in Spanien. Wenn im Rheinland wieder so etwas wie Normalität einkehrt, alles vorbei ist, die Bürgersteige von all dem Unrat entfernt und die Schnapsleichen weggeschafft sind, erst dann kehre ich zurück. Dachte ich.

Jetzt war es anders, denn meine erste, wirklich feste Beziehung, das war Nele, Funkenmariechen der Blauen Funken e. V., einem alten Traditionskorps im Kölner Karneval. So kann es gehen, und das mir, dem absoluten Karnevalsmuffel, schlechthin. Nele absolviert mit der Garde zahlreiche Auftritte, dadurch ist der Karneval ziemlich anstrengend für sie. Aber Karneval ist ihre Leidenschaft, mehrmals die Woche, probt sie das ganze Jahr über für die nächste Session.

„Aber ich gehe doch nur als Zuschauer mit und warte auf dich!“, versuche ich mich gegen das Verkleiden zu wehren. Sie lässt nicht locker, wenn sie etwas will, wird sie es schaffen.

Schließlich stehe ich da, in einem Piratenkostüm, anschließend glänze ich als Pharao, danach als Indianer, aber Cowboy wollte ich als erklärter Kriegsgegner überhaupt nie werden: „Nein, Nele, der Galeerensträfling, der geht gar nicht!“, rufe ich voll des Entsetzens, als sie mir ernsthaft dieses Kostüm samt Ketten entgegenhält. Insgeheim sitzt mir noch der Schrecken im Nacken, von den zwei Tagen Untersuchungshaft, die ich in einem kölnischen Knast verbringen durfte. Man warf mir Drogengeschäfte sowie Geldwäsche vor. Hintergrund war der, dass man Mustafas einschlägig vorbestraften Cousin wegen Drogengeschäften und Geldwäsche in einer Nacht- und Nebelaktion festgenommen hatte. Das Sondereinsatzkommando schleppte kiloweise Kokain und Amphetamine aus seinem Haus. Wegen der Schlagzeilen in der Presse erlangte der gesamte Clan traurige Berühmtheit. Wie das immer in solchen Fällen ist: Man nimmt sich das gesamte Umfeld der Beschuldigten vor. Weil ich viel mit Mustafa und seiner Familie sowie sämtlichen Freunden und Bekannten herumhing, dauerte es nicht lange, als sie ausgerechnet ihren Fokus auf mich warfen.

Plötzlich musste ich zum Verhör, man stellte mir Fragen über Fragen, wie ich in so kurzer Zeit zu solch einem Wohlstand gekommen sei und so weiter und so fort. Mustafa hielt bezüglich meiner umfangreichen Goldverkäufe bei ihm dicht. Ich rief meinen Anwalt an, der Knastaufenthalt blieb mir aber leider nicht erspart.

Im Gefängnis traf ich einen guten Bekannten wieder: den Punky von damals, dem ich die erste Goldmünze in den Topf geworfen hatte und dessen Namen ich nun kannte: Er hörte auf den Namen Richie. In der Nachbarzelle drehte der total ab. Zum einen, weil sie seinen Hund nicht mit in den Knast ließen, obwohl es der Köter meiner Meinung nach ebenso wie sein Halter durchaus verdient hätte, zum anderen, weil der Typ voll auf Alki ist. In seiner Zelle auf Entzug randalierte der lauthals.

Am ersten Tag meines Aufenthaltes, auf dem Gang, traf ich ihn zum ersten Mal, mit gesenktem Kopf ging er in Begleitung zweier Wachmänner, an mir vorbei. Ich glaube,

der hätte mich ohnehin nicht erkannt, so fertig, wie der aussah.

Schließlich, nach zwei Tagen, entließ man mich aus Mangeln an Beweisen. Mein Anwalt erklärte mir, dass ich möglichst nahe bei der Wahrheit bleiben sollte, wobei ich ihn im Unklaren darüber ließ, was überhaupt die Wahrheit war. Also behauptete ich, dass ich mehrere Goldmünzen in einem gebraucht gekauften Mantel fand, diese zu Geld gemacht und sich dieses beim Roulette sagenhaft vermehrt hätte. Danach sei alles wie am Schnürchen gelaufen, durch günstige Fondsgeschäfte hätte sich mein Vermögen binnen kürzester Zeit rasant vermehrt.

Nun warte ich sehnsüchtig auf die Einstellung des Verfahrens. Von Mustafa und der Familie Özdimir werde ich mich künftig fernhalten, auch die Shisha-Bars gelten von jetzt an, für mich als Tabuzone.

Nele weiß nichts von all diesen Dingen, sie machte zu der Zeit mit ein paar Freundinnen Urlaub auf Rhodos.

Niemals wollte ich jemandem von meinem Wundermantel erzählen, das hatte ich mir insgeheim geschworen. Aus leidvoller Erfahrung kann ich mir nie sicher sein, wie lange eine Beziehung hält, wenn erst die Presse auf die ganze Sache aufmerksam gemacht würde, wäre es das Ende vom Lied. Nein danke.

Meine Gedanken werden jäh von Nele unterbrochen: „Wie wäre es mit dem hier? Sieht doch bestimmt lustig aus?“

Sie hält mir ein quietschgrünes Kostüm unter die Nase von irgendeinem Außerirdischen vom Mond oder von sonst woher, keine Ahnung. So etwas hat mir gerade noch gefehlt! Vermutlich werde ich beim Anprobieren zu einem anderen Planeten katapultiert oder entmaterialisiert oder so.

„Na gut, dann vielleicht als Froschkönig, würde doch gut zu dir passen?“, fragt sie und grinst mir frech aus ihrem Sommersprossen übersäten Gesicht entgegen. Ich blicke auf ein knatschgrünes Froschkostüm: „Das ist jetzt nicht dein Ernst, soll ich etwa den Kermit mimen?“

Eigentlich will ich nicht mehr, die meisten Kleider sind mir entweder zu eng oder zu kurz oder beides. Die Schauspieler müssen von Zwergenwuchs sein, damit die überhaupt in diese Klamotten hineinpassen.

Um uns herum wird geschäftig anprobiert, gelacht und geschwitzt. Aktuell ist mir nicht zum Lachen zumuten. Mittlerweile bricht mir der Schweiß aus. Verdammte! Jetzt habe ich echt keinen Bock mehr in diesem stickig warmen, abgestandenen Saal, in dem es in Ermangelung einer vernünftigen Sauerstoffzufuhr penetrant nach fremden Schweiß und anderen menschlichen Annehmlichkeiten stinkt. Plötzlich steht Nele mit einer Rüstungsuniform vor mir.

„Hier, sieh` einmal, ich glaube, die passt zu dir. Nun probiere die mal an. Bitte! Zieh jetzt nicht so ein Gesicht.“, sie zieht ihren altbekannten Schmollmund, und so verschwinde ich brav mit dem sperrigen Teil erneut in der Garderobe. Dabei besitzt die Anprobe des Kleidungsstückes gewisse Tücken aber das stelle ich erst richtig fest, als ich schon halb drin bin: Es quietscht, quetscht und klemmt überall und wenn ich sage überall, dann meine ich das auch so. Ich komme mir eher vor, wie eine Dose. Um mich wieder hieraus zu befreien, brauche ich gleich bestimmt einen Dosenöffner. Nele hilft tatkräftig und kichernd mit und meint, ich wäre eher ein Würstchen in der Dose.

Schließlich stehe ich vor dem Spiegel, aber anders als gedacht, finde ich jetzt diese Montur sogar richtig klasse. Na, da hat sich die Tortur doch richtig gelohnt!

„Die nehme ich!“, verkünde ich laut und Nele macht ein überaus erfreutes Gesicht.

Mit mehreren Riesentüten kehren wir dem Schauspielhaus den Rücken.

„Da haben Sie sich das teuerste Kostüm ausgesucht, das wir derzeit verkaufen!“, meinte die Verkäuferin vorhin zu uns, als sie sich damit abmühte, die Einzelteile zu verpacken.

„Es ist halt ziemlich aufwendig verarbeitet!“, meinte Nele bei der Entgegennahme der ersten Tüte.

Vollgepackt und um eintausend Euro leichter schlendern wir zum Wagen zurück, von Niklas und dem Protesttrupp ist weit und breit nichts mehr zu sehen. Irgendwie erleichtert mich das.

4. Blaue Funken Auftritt

Karneval, Auftritt der blauen Funken von 1870 e.V.:

Zu Hause treibt mich Nele zur Eile an: „Nun komm endlich, ich bin schon spät dran, mein Auftritt geht gleich los und das Taxi wartet draußen, es hat gerade geklingelt.“

„Augenblick!“, rufe ich im Badezimmer stehend, heraus, nestele an der Hose herum und bekomme die seltsame Verschlussklappe einfach nicht zu. Zugegeben, diese Rüstung ist um einiges leichter als die echten, die heute zurecht als schauriges Anschauungsmaterial meist in Burgen ausgestellt werden. Aber trotzdem, im damaligen Jahrhundert wollte ich auch nicht geboren sein.

„Ich komme sofort, geh` du schon einmal runter und warte im Taxi auf mich, man weiß ja nie, diese Taxitypen haben ja keine Zeit, sonst ist der gleich weg! Ich muss mir gleich nur noch einen Mantel mitnehmen, draußen ist es kalt! Wenn ich doch nur diese verfluchte Mausefalle vorne zu bekäme!“

Mir graust es bereits davor, gleich in eisiger Kälte vor dem Saal, in der Schlange zu stehen. Meine online bestellten Einkäufe lasse ich mir immer bequem nach Hause kommen. Oftmals kochen wir bei Nele. Sie lebt in ihrer eigenen Penthousewohnung außerhalb von Köln, im Bergischen Land, mit bestem Blick auf das weite und grüne Land, während ich in meinem Kölner Domizil lebe. Dort, bei ihr, ist es für mich jedes Mal wie ein Kurzurlaub, ganz anders als die Großstadt. So war es bislang gut, ich brauchte den Abstand, hasste es stets, wenn mir jemand zu eng auf der Pelle saß. Aber mittlerweile vermisse ich sie, sobald wir uns mal einige Tage nicht sehen. Letztens, bei einem Glas Wein am Esstisch, habe ich ihr so eine Art Antrag gemacht, also nicht in Bezug aufs Heiraten, sondern auf ein eventuelles Zusammenleben. Irgendwie muss man ja mal einen Anfang finden. Vielleicht hatte ich mich zu ungeschickt ausgedrückt, denn sie sah mich zunächst sprachlos an.

„Wie meinst du das denn mit dem häufiger zusammen sein?“, fragte sie mich vorgestern.

„Äh, also, wir beide waren uns doch einig, dass wir Zeit benötigen. Schließlich sind wir beide Scheidungskinder mit entsprechender Verwundbarkeit. Aber so, wie ich mittlerweile die Sache sehe, verstehen wir uns großartig. Ich habe noch nie einen Menschen getroffen, mit dem ich so eine Harmonie erlebe, wie mit dir. Also, was ich damit sagen will, ist Folgendes: Was hältst du davon, wenn wir mal probeweise zusammenziehen? Jeder behält erst einmal seine Wohnung und dann sehen wir mal, wie es klappt, mit uns.“

Ihre Antwort kam nicht so schnell wie gedacht, sondern überraschenderweise eher zögerlich: „Ja, keine schlechte Idee. Ich empfinde das Gleiche wie du, habe auch ein gutes Gefühl. Aber vielleicht sollten wir uns öfters sehen, mal bei dir, mal bei mir. Mir wäre es ganz lieb, wenn wir es langsam angehen lassen. Weißt du, die Scheidung meiner Eltern, die hat mich damals total umgehauen. Bis heute habe ich daran zu knabbern. Auch bei meiner vorherigen Beziehung mit Paul, da war ich mir zunächst sicher und dann ist der fremd gegangen. Irgendwie prägt das einen Menschen. Es dauert, bis man dazu bereit ist, sich voll und ganz auf eine Person einzulassen. Und jetzt mein Bruder und meine Schwägerin. Dabei dachte ich immer, dass sich die beiden

wirklich super verstehen und mit den beiden Kindern wäre es fürs Leben. Und nun das. Achtzehn Jahre zusammen und jetzt das Aus.“

Dann warf sie mir einen geradezu flehenden Blick zu: „Bitte lass mir die Zeit, die ich brauche.“

Ich, der eigentlich eine andere, positive Antwort erwartet hatte, versuchte, meine Enttäuschung zu verbergen, und begann sofort damit, diese Sache zu bagatellisieren: „Sicher, ganz wie du meinst, ich verstehe das. Ist vermutlich wirklich besser, es langsam angehen zu lassen. Die Sache mit meinen Eltern, die zieht mich bis heute herunter. Auch nach Jahren lässt mein Vater keinen Augenblick aus, um über meine Mutter herzuziehen. Und meine Mutter mit ihrem neuen Macker, na ja. Ja gut, lassen wir uns Zeit.“

Sie lächelte, dann küsste ich sie schnell, um meine Verlegenheit zu überspielen.

„Ich nehme schon einmal einen Mantel von dir mit nach unten, dann musst du nicht mehr suchen!“, ruft sie vom Flur her, sie ist bereits in der Blau-weißen-Tracht der Funken fix und fertig angekleidet, ich höre ihre Schritte, die auf dem Marmor klacken.

Wenige Minuten später nehme ich auf der Rückbank des wartenden Taxis Platz, der türkische Fahrer braust mit rasantem Fahrstil los. Es stellt sich heraus, dass rote Ampeln und Stoppschilder generell kein Hindernis für ihn darstellen, zumindest solange kaum Gegenverkehr herrscht. Während der Fahrt jammert Nele, die vorne sitzt: „Ich bin viel zu spät dran“. Schließlich reicht sie mir einen dunklen, schweren Stoff nach hinten mit den Worten: „Hier, dein Mantel. Ach, wir sind schon da, das ging aber schnell. Sieh` mal, es ist gar nicht mehr voll, die Leute sind bereits im Saal!“

Tatsächlich sieht es wartetechnisch besser aus als gedacht, ich komme also ohne Frieren direkt hinein.

Verblüfft sehe ich auf das mir in der Dunkelheit gereichte Kleidungsstück: „Warum hast du ausgerechnet den aus meinem Kleidungszimmer geholt?“

„Warum denn nicht?“, kommt es schnippisch zurück, „Was kann ich dazu, wenn du so lange brauchst und ich gleich durch dich meinen Auftritt verpasse. Immer muss ich auf dich warten. Entweder führst du stundenlange Telefonate mit irgendwelchen Leuten oder sonst etwas. Nie nimmst du Rücksicht auf mich!“

„Stimmt überhaupt nicht!“, rufe ich aufgebracht. Sie will irgendetwas darauf erwidern, der Taxifahrer grinst sich eins, ich sehe es in seinem Rückspiegel, aber das ist auch Nele nicht entgangen. Jetzt hüllen wir beide uns in Schweigen.

Zügig steige ich aus, hinter uns startet ein Hupkonzert, da haben es offenbar noch einige eiliger als wir. Ich bezahle den Fahrer, Nele bittet ihn, sie direkt vor den Hintereingang zu fahren. Mein: „Bis gleich, Schatz!“, lässt sie unbeantwortet. Ich werfe die Tür, stink wütend, hinter mir zu, blicke mich kurz um und sehe, wie die Rücklichter des Wagens um die Ecke des hell erleuchteten Gebäudes verschwinden.

Drinnen angekommen stelle ich fest, dass im Festsaal bereits die Einmarschmusik eingespielt wird. Ich nehme mein Ticket, die anderen sitzen allesamt bestimmt am reservierten Tisch. Hierbei handelt es sich ausschließlich um gute Freunde und Bekannte von Nele, die ich nicht besonders gut kenne. Ein paar Langweiler sind dabei, mit denen ich nicht gut klar komme, aber Neles ehemaliger Schulfreund Alex, der ist

ganz nett. Weit und breit ist kein mir bekanntes Gesicht zu sehen. Mit dem Ticket in der Hand will ich an dem Ticketverantwortlichen vorbeigehen, aber der muskelbepackte Glatzkopf hält mich zurück: „Augenblick mal, die Garderobe bitte dort hinten abgeben!“, er deutet nach hinten.

„Auf gar keinen Fall“, rufe ich, mit dem Mantel über dem Arm, voller Entrüstung: „Den gebe ich nicht ab. Den nehme ich mit hinein!“

„Das geht nicht!“, sagt ein anderer, dahinterstehender Blonder in Security-Uniform.

„Warum nicht?“, will ich wissen.

„Wegen der Brandgefahr!“, meint der Weizenblonde.

„Ich gehe doch nicht als Streichholz!“, bemerke ich.

„Wir haben unsere Anweisungen!“, sagt der Heinoverschnitt mit toderner Miene.

„So ein Blödsinn!“, entgegne ich.

„Trotzdem, das sind die Vorschriften“, meint der Albino, der sich wenigstens nicht verkleiden muss.

„Wo steht das denn, mit den Vorschriften?“, frage ich und blicke mich provozierend um.

Blondis Stimme klingt sichtlich genervt: „Das sind die Vorschriften, das gilt für alle öffentlichen Veranstaltungen!“

„Glaube ich nicht. Sie wollen bloß ordentlich Garderobengeld kassieren!“, sage ich.

„Jetzt werden Sie nicht frech, hier habe ich das Saalrecht!“, schnauzt der mich an.

Nun mache ich eine wegwerfende Handbewegung: „Ich gebe Ihnen Geld. Hier, dann vergessen Sie das Ganze und ich gehe mit Mantel hinein.“

Er wirft einen kurzen Blick auf den Zehner, den ich ihm in der Hinterhand entgegenhalte und meint: „Ich darf das nicht nehmen, sonst verliere ich meinen Job!“

An dieser Stelle bin ich mit meinem Latein am Ende.

„Na gut“, bemerke ich und trete den Rückzug in Richtung Vorhalle an. Die Garderobiere befindet sich aktuell, im hinteren Teil des Gebäudes, im Schunkelwettbewerb mit einigen Leuten. Es fällt niemandem auf, wie sehr ich mich mit dem Anziehen dieses Mantels abmühe. Ausgerechnet diesen, mein bestgehütetes Geheimnis, hat Nele aus den Tiefen der Kleiderkammer gefischt. Er hing ganz hinten, unter einer dicken Schutzfolie verpackt. Vielleicht wollte sie einfach nur den längsten und weitesten Mantel, der zu finden war, nehmen. Eigentlich kann ich ihr keinen Vorwurf machen, nur habe ich deshalb jetzt ein ernsthaftes Problem. Nie und nimmer würde ich je diesen Mantel irgendwo abgeben. Ich hüte ihn, aus gutem Grund, wie einen Augapfel. Dieser Mantel ist meine Lebensversicherung, mein Sprung aus der Armutsfalle. Wenn ich ihn nicht an habe und die Typen da vorne eine Ablösung bekommen, kann ich mich vielleicht mit dem Mantel hineinschleichen.

Überall klemmt es, ich stehe dort, mit einem Arm im Mantel und nichts geht mehr. Ich stecke fest, und das, obwohl dieses Teil sehr weit geschnitten ist. Plötzlich steuert eine pinkfarbene Fee, so eine Art in Feentüll gehüllte Barbiepuppe, die bereits einiges intus hat, auf mich zu. Sie trägt regelrechte Tellerlippen, ist mit Sicherheit mindestens einmal geliftet und mit Botox vollgespritzt, wer weiß wo noch überall, und das nicht nur zum Karneval. Aktuell tanzt sie fast mal nach links, mal nach rechts, in Richtung Damenklo, das sie unmöglich in gerader Linie erreichen wird. Ich schätze, dass sie auf dem Polizeirevier beim Linientest für Alkoholsünder glatt durchfallen würde.

„Entschuldigung, aber können Sie mir mal eben helfen?“, rufe ich ihr in meiner Hilflosigkeit zu, nachdem ich mich auch noch hoffnungslos im Ärmelfutter verheddert habe. Mit dem zweiten Ärmel kann ich mich beim besten Willen nicht mehr befreien, denn ich kann ihn aufgrund der sperrigen Rüstung kaum heben.

Aber blöderweise will die Fee nicht, aber etwas unentschlossen bleibt sie vor der Örtlichkeit stehen, sie wird offensichtlich von einer gewissen Eile getrieben. Einen Augenblick sieht sie zu mir herüber. In Anbetracht meiner desolaten Situation entschließt sie sich dann doch zur Umkehr. Dankenswerterweise tritt sie an mich heran, um bei mir Hand anzulegen, und ich atme ein wenig auf.

„Na, dann wollen wer mal Liebschchen“, meint sie in verwaschener Sprache, die keinerlei Zweifel über ihre Promillegrenze aufkommen lässt.

„Gemeinsam geht es besser“, bemerke ich voller Zuversicht.

„Dat Kettenhemd hat sisch in dem Innenfutter verharkt. Wird abba ziemlich eng, mit der Rüstung“, meint sie und hilft mir, unter Aufbietung aller, der ihr zur Verfügung stehenden Kräfte.

„So, dat Han wer, soll isch den noch zumache? Ming Jotheit, die Ärmel hänge Jo noch över ding Häng und dr`r Mantel jeht över die Schuh. Zu flache Treter aan, wat? Ävver dann weed et haes, ming Ritter, luur ens, dä jeht sojar zu, zielisch wig, dat Teil. Woher häss dat dann, ussem Zirkusfundus, oder wat?“, höre ich sie noch sagen.

Fünfzehn Minuten später:

Ein Notarztwagen hält mit Blaulicht vor dem Gebäude.

„Worum geht es?“, fragt der Sanitäter den Fahrer durch das geöffnete Fahrerfenster.

„Um was wohl? Alkohol. Es soll sich um eine völlig verwirrte Fee handeln.“

Der andere lacht: „Eine Fee? Na, das hatten wir heute ja noch nicht. Aber ansonsten war schon ziemlich viel dabei: Ein Zwerg, ein Clown, drei Hexen, die aus Eifersucht, mit ihren Hexenbesen, aufeinander einschlugen, dazu kam dann noch ein Alien. Eben haben wir noch einen, als Arzt verkleideten, Typen abtransportiert, der sternhagelvoll unbedingt mit uns zum nächsten Einsatz fahren wollte. Ich glaube, wenn das so weitergeht, haben wir bald sämtliche Karnevalsfiguren an einem Abend durch!“

Sie steigen aus und holen eine Tragbahre von hinten heraus. Nach Betreten des Foyers sehen sie, dass mehrere, meist kostümierte Leute, eine pinkfarbene Elfe festhalten, die steif und fest behauptet, die Ritterstatur im vorderen Eingangsbereich sei zuvor ein lebendiger Mensch gewesen.

„Nun beruhigen Sie sich mal, meine Dame. Wir werden Sie jetzt mitnehmen und Ihnen gleich etwas zur Beruhigung geben. Morgen sieht die Welt schon ganz anders aus!“, versucht der Beifahrer des Rettungswagens beruhigend auf die Frau einzuwirken.

„Ävver isch han däm Typ, met singer Ritterrüstung und däm sim Kettenhemd jeholfen, der wollte in singen Mantel rin. Ävver als isch däm der Mantel zujeknüpft hann, da wor dä plötzlich zu inner verjoldeten Statuer jeworden. Dat jibbet doch nicht.“, ruft sie völlig außer sich aus.

Jetzt ziehen die Sanitäter ohne viel Federlesens die Karnevalistin auf die Bahre. Begleitet von massiven Protesten und anschließenden wüstesten Beschimpfungen der Betroffenen über diese Vorgehensweise, bringen sie die fluchende, strampelnde Fee

zum Rettungswagen.

Auf der Fahrt zur nächsten Klinik meint der eine grinsend zu seinem Kollegen: „Hoffentlich wirken die Verfluchungen gegen uns nicht!“

Dagegen sieht man sich im Foyer des Gebäudes mit einem ganz anderen Problem konfrontiert, der Hausmeister kratzt sich am Kopf und fragt den Geschäftsführer: „Wo soll isch die Fijur dan hinbringen? Wo kütt die überhaupt her?“

Entnervt macht der Angesprochene eine wegwerfende Handbewegung und meint: „Keine Ahnung, aber schaffen Sie dieses komische Ding da, mit dem Mantel weg von hier. Am besten nach nebenan, in den Abstellraum. Aber dalli, nicht, dass da gleich noch jemand dagegen läuft!“

Herr Schimpanski, der seit dreißig Jahren Hausmeister dieser Säle ist, beäugt den seltsamen Ritter von vorne bis hinten.

„Dat is ja wirklichs jut jelungen, dat wollen wa ja ma feststellen“, meint er.

Frau Lindemann, zweiundsechzigjährige Garderobiere, antwortet mit ihrem Federhütchen auf dem Kopf mit einem gewissen Respekt: „Ein stolzer Ritter, mit Kettenhemd. Nein, dieser Gesichtsausdruck! Zum Fürchten! Der sieht ja richtig unheimlich echt aus. Total gruselig. Aber gut gelungen. Vielleicht ist das ja ein Kunstobjekt.“

„Wat, hier im Karneval?“, fragt der bereits beträchtlich angeschickerte Schimpanski: „Wat soll dat dann?“

„Ja, man weiß nie. Ich erinnere mich an die Sache mit dem verrückten Kunstprofessor, diesem Beuys, mit der Toilette und der Badewanne, da sind doch damals alle drauf reingefallen. Das war eine Kunstaktion, die gibt es öfters, vor allem hier in Köln“, meint die Frau Lindemann.

Schimpanski fackelt nicht lange: „Is mir jetzt och eja! Dat Ding her muss fott!“

Aber mit dem Versuch, diese Statur fortzubewegen, scheitert er kläglich. Man benötigt schließlich drei Mann und eine große Sackkarre, um den schweren Ritter in die Kammer, zu diversen Requisiten zu schaffen. Zu guter Letzt wirft Schimpanski der Gestalt, den langen, weiten Mantel von unten über den Kopf und meint, als er das Licht ausschaltet und in die Dunkelheit blickt: „Jetzt seeht dat noch unheimlicher aus.“

5. Unvorhergesehenes Glück

Eine Weile gerät die Statur in Vergessenheit. Es dauert fast ein Jahr, kurz bevor die nächste Karnevalssitzung ansteht, als man auf die Idee kommt, sich von einigen Requisiten zu trennen.

Bei der Durchsicht der Kammer bleibt die zweiundfünfzigjährige Direktorin Sylinski, verantwortlich für die Säle, vor einem Requisit mit übergeworfenem, dunklen Mantel stehen. Sie nimmt das Tuch im gleißenden Scheinwerferlicht vom Kopf ab. Verwundert blickt sie die menschengroße Figur von oben bis unten an, rüttelt an einem Arm und meint dann verblüfft: „Was ist das denn hier? Seltsam, die Figur ist ja richtig schwer, lässt sich gar nicht einfach fortbewegen. Wo kommt die überhaupt her? Moment mal!« Jetzt setzt sie ihre Brille, die ihr vorher von der Nase zu kippen drohte, weil die Bügel zu weit sind, ganz nach hinten auf den Nasenrücken und kriecht fast mit ihrem Riechkolben auf den Arm. Sie befühlt das blanke goldfarbene glänzende glatte Metall und ruft: »Ich werde verrückt! Das sieht aus wie Gold!«

Ihre drei Mitarbeiter, zwei Männer, allesamt Hausmeister und eine Frau, starren sie überrascht und irritiert zugleich an.

Hausmeister Schimpanski rückt seine Brille zurecht, untersucht die seltsame Figur, die ihm noch immer auf unerklärliche Weise unheimlich vorkommt, fühlt, genauso wie seine beiden anderen Kollegen über die goldenen Arme und das ebensolche Kettenhemd.

Völlig perplex sehen sich alle an. Dann klärt er alle über die letzte Session auf und den Augenblick, als diese Statur mitten im Foyer stand. Darauf meint die eigentlich sehr kunstinteressierte Sylinski: „Kunstaktion? Das ist wirklich eigenartig. Eine Aktion mit einem Objekt aus purem Gold? Aber dann wäre das irgendwie bekannt gegeben worden. Die steht schon seit einem Jahr hier? Nein, das mit der Kunstaktion, das glaub ich nicht. Aber die ist unheimlich naturgetreu, die Augen, die Form der Nase. Dieser Gesichtsausdruck wirkt überrascht. Deshalb wirkt es so unheimlich. Es sieht aus, als sei er in einem Augenblick, innerhalb von einem Bruchteil von Sekunden erstarrt.“

Ihre Mitarbeiterin Frauke Hinrichs, zweiundvierzig und sehr reisefreudig, tritt noch näher heran. Voller Neugierde und Ehrfurcht bäugt sie von Kopf bis Fuß diese Gestalt und meint: „Waren Sie schon mal in Pompeji? Ich war da im vergangenen Jahr und habe die Ausgrabungen mit den menschlichen Überresten vom früheren Vulkanausbruch gesehen. Die sahen aus, wie der da, bei ihrer jeweiligen Tätigkeit sofort erstarrt. Aber wie kommen Sie auf Gold? Vielleicht ist das nur eine Figur aus irgendeinem anderen Metall.“

„Ich kenne mich aus, mein Vater war Juwelier und als kleines Kind saß ich mit ihm an seinem Arbeitstisch und habe ihm bei der Arbeit zugesehen. Los, Schimpanski, machen Sie mal sämtliche Beleuchtungen hier an, und zwar alles, was wir an Licht zur Verfügung haben!“, befiehlt die Direktorin.

So kommt es, dass die Sache mit der Statur, schließlich innerhalb einer kleinen Runde von Verantwortlichen bei der Verwaltung der Stadt Köln landet.

„Eigentlich müssen wir das ja dem Fundbüro melden!“, meint einer der Anzugträger.

„Warum?“, fragt seine gleichaltrige Kollegin: „Es gab keine Diebstahlsmeldung. Die

ganze Sache ist ziemlich seltsam. Der Gutachter sagte, dass die gesamte Figur aus purem Gold ist und auf einen Wert von mindestens dreißig Millionen Euro geschätzt wird.“

„Was? Dreißig Millionen?“, ruft ein anderer Mitarbeiter: „Du meine Güte, was könnten wir damit alles machen!“

„Die Schulen sanieren oder die Kitas“, meint eine Anwesende.

„Auch die Brückensanierung geht ordentlich ins Geld!“, bemerkt einer der Anzugträger.

„Denkt an die Sozialwohnungen. Nach den neuesten Berechnungen liegen wir mittlerweile beim Doppelten des Kostenvoranschlags, die Kosten laufen richtig aus dem Ruder! Deshalb tritt uns derzeit die Presse schwer auf die Füße“, meint eine Mitarbeiterin.

„Und die Wahlen stehen demnächst vor der Tür“, bemerkt ein Mitarbeiter, der in einer großen Partei tätig ist.

Schließlich kommt man, bei dem Geheimgespräch, darin überein, dass dieses Gespräch nie stattgefunden hat. Es gab einfach nie einen Ritter aus purem Gold.

Kurze Zeit danach wird der Goldritter in seiner ganzen Pracht eingeschmolzen und in viele handliche Goldbarren gegossen.

Glücklicherweise findet man eine Bank, die diese Angelegenheit, mit äußerster Diskretion abwickelt, eine beträchtliche Summe wird zur Finanzierung eines Bauvorhabens von Sozialwohnungen verwendet.

Ein Jahr später ziehen Niklas und Svenja mit ihren mittlerweile drei Kindern in eine schöne neue Fünzimmer-Sozialwohnung. Niklas erhält nach seiner erfolgreich abgeschlossenen Ausbildung einen Job als Erzieher in einer neu errichteten Kita.

6. Vermisst und vergessen

Nele

Nele braucht lange, bis sie das Verschwinden ihres Freundes Lucas überwindet. Als er an diesem Abend auch auf den hintereinander folgenden Sitzungen nicht zu dem verabredeten Treffpunkt erscheint und ihre Freunde keine Angaben zum Verbleib von Lucas machen können, fährt sie in seine Wohnung. Aber hier findet sie alles so vor, wie sie beide das Penthouse zurückgelassen hatten.

Sie fragt in der Veranstaltungshalle, dort, wo Lucas zuletzt gewesen war nach, doch hier kann sich niemand an ihn erinnern. Nach Karneval ruht sich der dortige Hausmeister in Spanien aus. Von dem Personal eines externen Sicherheitsunternehmens vermag sich von der letzten Karnevalssitzung in den Sälen beim besten Willen niemand an Lucas erinnern, allein drei Mitarbeiter haben das Unternehmen innerhalb kürzester Zeit verlassen.

Entschlossen betritt Nele das Polizeirevier und sitzt wenig später dem diensthabenden Polizisten Herbert Koller gegenüber. Dieser meint: „So leid es mir tut, was glauben Sie, wie viele Vermisstenanzeigen wir in der Woche erhalten? Sie sagten, er hätte mehrere Häuser, darunter eins auf Mallorca, und dorthin haben sie angerufen und da hat ihn auch niemand gesehen?“

Sie schüttelt den Kopf: „Nein, dort ist er nach Angabe seiner Nachbarn nicht. Ich dachte, er sei Hals über Kopf gegangen, weil wir uns im Taxi gestritten hatten. Aber dann wäre er zumindest in seiner Wohnung gewesen. Dann kam dieser Brief, den habe ich aus dem Briefkasten geholt!“

Nun legt sie dem Beamten ein Schriftstück vor, er liest und sagt: „Hm. Ich erinnere mich. Das war doch dieser Sondereinsatz wegen diesem Türkenclan. Davon wurden einige in U-Haft genommen. Warten Sie mal, ich sehe mal hier nach,“ er scrollt und tippt in seinen PC, dann sagt er: „Ja, tatsächlich, darunter befand sich auch ihr Freund. Man konnte ihm nichts nachweisen. Aber woher sein plötzlicher Reichtum herkam, das konnte er nicht erklären. Der hatte einen findigen Anwalt und wurde schön herausgepaukt. Wer viel Geld hat, der kommt so davon. Obwohl die Kollegen wohl der Meinung waren, dass dem sein Reichtum nur von krummen Geschäften kommen könnte.«

Er lehnt sich in seinem Bürostuhl zurück und sieht sie mit einem bedauernden Blick an: »Tja, so leid es mir tut, aber vermutlich ist das der Grund seines Verschwindens. Wahrscheinlich wurde es dem hier zu heiß. Vermutlich lässt der sich soeben die Sonne auf den Pelz scheinen, vielleicht irgendwo im Indischen Ozean, Neuseeland, Kanada, Australien oder Südafrika. So leid es mir für Sie tut, aber Sie müssen sich wohl damit abfinden.«

Nele ist sichtlich entsetzt über das, was sie da hört. Der Schock über das Verheimlichen dieser gravierenden Geschehnisse lässt sie Lucas plötzlich in einem anderen Licht sehen. Trotzdem gibt sie noch nicht auf, sie will Gewissheit. Überall im Stadtgebiet findet man Fahndungsplakate samt Foto des Vermissten, auch im Internet läuft ein Fahndungsaufruf. Über Facebook sucht sie gezielt, wer von den Leuten aus

der Freundesliste, kann Angaben zum Verbleib von Lucas Berger machen?

Angeblich gute und teilweise lediglich flüchtige Bekannte, machen irgendwelche Angaben, die zu vage sind, um sie zu verfolgen. Es gibt einige Leute, die behaupten, ihn irgendwo gesehen zu haben, von Australien bis Spanien und am Nordkap, ist wohl alles dabei. Aber diese Spuren verlaufen im Sand.

Nicht zuletzt, aufgrund der, Lucas zur Last gelegten Straftaten gibt sie die Suche schließlich auf.

Dezember 2019

Ein für diese Kälte nur unzureichend gekleideter Mann humpelt die Straße entlang, bleibt vor dem Schaufenster stehen, bindet den neben ihm hertrottenden Hund mit den Worten an ein Verkehrsschild: „Warte. Bin gleich wieder da!“, und verschwindet schließlich in dem Laden.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragt eine Mitarbeiterin.

„Ja, ich brauche etwas Warmes. Irgendwie ne' Jacke oder einen Mantel!“, meint er, der üble Gerüche ausdünste. Die Mitarbeiterin ist hier schon so an einiges gewöhnt, aber diesen Gestank, den hält sie kaum aus.

Aber der Slogan hier heißt, allen zu helfen, egal wie weit sie heruntergekommen sind in unserer Gesellschaft. Dieser scharfe Gestank des jahrzehntelangen Lebens auf der Straße lässt sie zeitweise die Luft anhalten. In dem Bemühen, ihm nicht allzu nahe zu kommen, geht sie ein Stück um die Kleiderständer herum, sie hält sich tapfer, als sie sagt: „Warten Sie mal. Leider ist schon viel weg, Sie kommen spät. Aber mir fällt gerade ein, wir haben da noch etwas besonders Warmes. Moment mal, wo ist er gleich? Ach ja, hier hinten hängt er.“ Mit diesen Worten greift sie in die Kleider hinein und hält ihm schließlich einen langen schwarzen Mantel entgegen.

„Das ist eine tolle, warme Qualität, der ist aus reinem Kaschmir“, meint sie und fordert ihn, als er zögert, auf: „Na, probieren Sie den doch einmal an. Ein gutes Stück, damit können Sie sich sogar zudecken, wenn es Ihnen auf dem Boden zu kalt wird. Dann kann ihr Hund auch noch darunter liegen. Statt der Decke. Haben Sie jetzt einen anderen Hund?“

Während Richie den Mantel über seine viel zu dünne Jacke zieht, meint er: „Ja, der andere ist tot. Konnte den Tierarzt nicht bezahlen.“

„Oh, das tut mir aber leid. Aber ihr neuer Gefährte sieht auch niedlich aus. Wissen Sie, ich sehe Sie immer, wenn ich hierhin zur Arbeit gehe. Sie sind ja eine regelrechte Institution, schon seit mehr als zehn Jahren immer am gleichen Ort. Ab und an habe ich Ihnen schon mal etwas in Ihre Dose geworfen. Lohnt es sich denn noch?“

„Könnte besser laufen“, meint Richie, dem die Passform, die Ärmel muss er zweimal umkrepeln, und Qualität des Kleidungsstücks egal sind und brummt: „Wird immer schwieriger, mittlerweile ist zu viel Konkurrenz hier!“

Er bezahlt die verlangten fünf Euro mit einem Zehner-Geldschein, nimmt das Wechselgeld als Münzen entgegen, steckt das Geld in die Manteltasche und hinkt mit knappem Gruß, in dem viel zu weiten und langen Mantel, hinaus zu seinem Hund.

Ende

Copyright © by Martina Plischka

*Martina Plischka
Hermann-Niemann-Str. 1
19395 Plau am See*